

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottsscheer Bote“.

Nummer 4

Gottsschee, am 19. Feber

Jahrgang 1917

Das große Fasten.

Als für den Herrn die Zeit gekommen,
Da er sein großes Werk begann,
Die große Zeit der Welterlösung,
Ging fastend er und still voran.

Durch Fasten hat er sich gerüstet
Zum Kampf mit Satans List und Trug;
So hat der Herr den Preis errungen
Am Kreuz, an das der Hass ihn schlug.

Und Ostern kam, der Siegesmorgen,
Da zeigt der Heiland seine Macht:
Im Glorienschein der Gottesgröze
Entstieg der Herr der Grabsnacht.

Groß ist die Zeit, die jetzt gekommen;
Ein großes Fasten zeigt uns an,
Dass wir im Herrn uns rüsten sollen,
Wie es der Heiland einst getan.

So lasst uns immer gottergeben
Verstehen lernen, was uns frommt,
Gott geben, was er von uns fordert,
Geduldig tragen, was auch kommt.

Durch das Gebet und Gottvertrauen
Wird einst auch uns der Gnade Heil,
Wird nach der Zeit der großen Fasten
Uns Osterjubels Sieg zu teil.

Fastenzeit.

Sang- und klanglos ist wiederum der
einst so tolle Fasching — eine aus dem
Welschland eingebürgerte Sitte oder Un-
sitte — vergangen und es ging auch so,
was ehedem nicht gehen wollte. Die Fa-
stenzeit ist wieder da, ernster und strenger
als je zuvor. Ernst wegen des furcht-
baren Ernstes der Lage, der statt des er-
hofften Friedens den Horizont von neu-
em verdüstert; strenger wegen der Ver-

schärfung der Lebensmittelnot, die ganz
Europa vielleicht noch bevorsteht.

Es ist, als ob die Not der Menschheit
aufs Äußerste steigen müsste, bis daß Got-
tes Hilfe nahet. Denn Menschen werden
diesen über alle Maßen und Vorstellungen
schrecklichen Krieg nicht beenden, wenn
nicht Gottes Hand hilft, demselben ein
Ende zu bereiten.

Die Menschheit gleicht dem Blinden am
Wege nach Jericho, der lange am Wege
sah und Menschen um Hilfe anflehte. Erst
als Gottes Sohn nahte und der Blinde
immer lauter und herzzerreißender rief:
„Jesus, Sohn Davids, erbarme dich mei-
ner!“ ward ihm Heilung von seiner Blind-
heit und Rettung zu teil.

Erst wenn unser Glaube an Gottes Hil-
fe noch unerschütterlicher und unser Ruf
nach Gottes Erbarmen noch zudringlicher
und himmelstürmender sein wird, werden
wir Gottes wunderbare Hand fühlen und
erfahren, daß unser Glaube uns geholfen
hat.

Alle Welt steht auf wider uns, um uns
zu vernichten und kleidet ihre Vernich-
tungspläne noch in die heuchlerischen Re-
dewendungen von „Freiheit“ und „Völ-
kerrecht“. Männer und Zeitungen, die
gestern noch triesten von salbungsvollen
Worten über den Frieden und einen
Weltfriedensbund schaffen wollten, predi-
gen heute den Krieg gegen uns. Die Völ-
ker der Erde scheiden sich immer mehr in
zwei Lager: „Wir und unsere Feinde.“
Wer wird uns da beistehen und zum Sie-
ge führen? Wenn nicht Gott, so niemand
anderer.

Da kommt nun die Fastenzeit, so recht
geeignet, uns den Ernst der Lage tiefer
zu Gemüte zu führen und uns zum Gott-
vertrauen zu ermuntern. Denn sie zeigt
uns Christum als Vorbild und
Trost im Leiden. Es ist wohl kaum
ein menschliches Leiden, das er nicht an
sich erfahren: Hunger und Durst, Blöße
und Kälte, Wunden und Schmerzen,
Schmach und Pein, Angst und Schrecken,
Not und Tod. Aber in all dem bewährte
er sich als Held im Leiden, als Muster im
Dulden. Was aber sein Leiden vor allem
verklärt, ist, daß es das unverschul-
detste Leiden war, das je ein Mensch er-
duldet. Wenn wir leiden, so büßen wir
zugleich unsere oder unserer Väter Sün-
den und die allgemeine Erbschuld der
Menschheit.

Nicht so bei Christus, dem Sündenlosen.
Dieser litt und duldet nur für fremde
Schuld. Und dennoch welche Geduld in
seinem Leiden! „Vater, wenn es möglich
ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch
nicht wie ich will, sondern wie du willst“,
lautet sein Leidensgebet, das auch unser
Gebet werden möge in dieser großen Lei-
denszeit der Menschheit.

Die Fastenzeit, die uns den Gottmen-
schen in seinem Leiden als Vorbild vor
Augen stellt, möge uns so recht zum Be-
wusstsein bringen, in welcher großen,
ernsten, aber auch heiligen Zeit
wir leben; groß ist sie nicht bloß an
großen geschichtlichen Ereignissen, sondern
noch größer an Wert für die Ewigkeit,
durch ihre Leiden; ernst ist sie nicht bloß
wegen der Gefahren, die uns rings um-

Sei harmherzig!

Wer Tränen trocknet, still geweint,
Und wer mit Liebe Mitleid eint,
O welch ein Glück erfüllt sein Herz,
Nimmt er den Armen Leid und Schmerz.

Und wisse: Was den Armen du
Ze reichst, — der Vater sieht dir zu,
Und rechnet es so hoch dir an,
Als hättest du's ihm selbst getan.

So gib denn gern: Gib unbekannt,
Nicht wissen soll die linke Hand,
Was deine rechte hat getan:
So handelst du nach Gottes Plan.

Die schwerste Zeit

des Weltkrieges ist angebrochen. Mit der Verschärfung des von den Mittelmächten angekündigten Unterseeboot-Krieges beginnt der entscheidende Kampf auf Leben und Tod zwischen uns und unseren Feinden, ein Kampf, in dem es kein zaghafes Zurück, sondern nur ein todesmutiges Vorwärts gibt.

Nicht „Mutwillen und Unmenschlichkeit“ waren die Beweggründe zu diesem schwerwiegenden Entschlisse, sondern der ernste Wille, das von unseren Feinden, namentlich England absichtlich in die Länge gezogene Wüten des Krieges, in dem die Völker Europas sich verbluten, rascher zu einem, so Gott will, für uns siegreichen Ende zu führen. Auch neutrale Staaten erhoffen sich von diesem Schritte eine Abkürzung des Weltkrieges, der nun auch nach Amerika hinübergreift, wohl zur Strafe für das frevelle Spiel, das amerikanische Gewinnier durch die ungeheueren Kriegslieferungen an unsere Feinde seit Beginn des Krieges getrieben hat. Wen Gott strafen will, den verblendet er. Und solche Verblendung hat nun auch den auf veraltete und eingebildete „Freiheiten“ amerikanischer Bürger pochenden Präsidenten Wilson erfaßt, indem er wegen des verschärften U-Boot-Krieges, in dem wir um unsere Existenz kämpfen, die Beziehungen zu Deutschland jäh abbrach und alle Neutralen aufforderte, seinem Beispiel zu folgen.

Dieser Schritt Wilsons möchte wohl anfangs manche schrecken, aber wer sich das von uns schon öfter zitierte Wort Christi bezüglich des großen Völkerkrieges: „Fürchtet euch nicht! Es muß also kommen“, vor Augen hält, wird auch über Amerikas Eingreifen in den Weltkrieg nicht den Mut und das Gottvertrauen verlieren. Vielmehr zeigt sich schon jetzt, daß Wilsons Kriegsdrohung mehr ein amerikanischer Bluff, ein Schreckmittel, war, um Deutschland vom verschärften U-Boot-Krieg abzubringen. Denn nichts fürchtet England mehr, als diesen U-Boot-Krieg.

Die meisten neutralen Staaten Europas wie Amerikas haben sich dem Schritte

Wilsons nicht angeschlossen und die Vereinigten Staaten Nordamerikas stehen mit ihrem Brüche mit Deutschland allein da wegen der eitlen Verblendung ihres Präsidenten, der vor wenigen Wochen noch sich als Friedensvermittler anbot und nun selber mit dem Kriege droht, u. zw. denen mit dem Kriege droht, die im schwersten Kampfe um ihr Dasein, im Kampfe um Leben und Tod sich befinden und mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen ihres Lebens wehren.

Trotzdem ist und bleibt die Lage ernst und wir gehen schweren Tagen und Kämpfen gegen alte und neue Feinde entgegen, es werden wohl die schwersten des großen Krieges sein.

Allein auch daheim wird unsere Lage in der nächsten Zeit eine schwierige sein; zur Brot- und Mehl-, Kartoffel-, Fleisch-, Fett- und Milchnot ist außer der Petroleumnot noch die große Kohlennot gekommen, und die Hoffnungen auf Hilfe aus Rumänien, Ungarn oder Deutschland, sind für uns eher geringer geworden. Es dürften die schwersten Monate der Kriegsnot uns noch bevorstehen, die auch außerordentliche Einschränkungen nach jeder Richtung im Gefolge haben werden.

Wohl könnte so manches anders sein und eingerichtet und gerechter verteilt werden, doch darüber wollen wir hier jetzt nicht reden, es würde an der Sache auch wenig ändern.

In dieser schwersten Zeit müssen wir trotz allem, was geschehen oder nicht geschehen mag, den Kopf hoch halten und den Blick einporrichten zu dem, der stets noch der Retter in größter Not gewesen ist für alle, die auf ihn fest vertrauen und ihre Pflicht tun. Und diese Pflicht ist, je schwerer die Zeit ist und wird, umso größer und unerlässlicher Durch halten, bis zum Siege, den uns der gerechte Gott verleihen möge!

Was in uns heilig ist.

Was in uns heilig ist, wer fühlt es nicht?
Wer traf noch nie ein Strahl vom Himmelsslicht?

Der denkt sich der Helden letztes Sehnen
Wenn noch die bleiche Lippe spricht, ge

Verklärten Blicks sie noch die Heimat sehen
Und alle, alle die sie dort geliebt.

„Für meine Heimat, für mein Vaterland!“
„So klingt's in ihnen wie ein heilig Lied“

„Ein Strahl des Licht's, ein Himmels-

ahnens ist.“
Das so durch ihre Seele zieht.

Was in uns heilig ist, wer fühlt es nicht?
Vor allen Liebe deutlich zu uns spricht.

Wer fasst reine, selbstvergessne Liebe,
Das Höchste, was das Erdenleben deut.

Wer kennt nicht treue, heil'ge Mutterliebe,
Die Himmelsblumen auf den Weg uns

streut.

lauern, sondern noch ernster wegen der Todesnähe für Millionen daheim wie im Felde, ernster auch wegen der Verantwortung, die wir über ihren guten Gebrauch zu ewigem Nutzen über kurz oder lang werden ablegen müssen, ernster endlich, weil eine solche Gnadenzeit wie dieser Weltkrieg wenigstens für uns Lebende nicht mehr wiederkehren wird; eine heilige Zeit ist sie, nicht bloß wegen des großen, blutigen Kampfes für eine heilige und gerechte Sache auf Erden, sondern noch heiliger wegen des Heldenhumus und Opfermutes, wegen der Gebete und guten Werke, wegen der Befehrungen zu Gott und Gottergebenheit im Leiden und Tode, die der Krieg bei Millionen gezeitigt hat.

Die fromme Legende berichtet, daß Christus sein Kreuz geküßt, ehe man es auf seine Schultern legte. Millionen Christen aber fluchen dem Kreuze, das Gott ihnen auferlegt. Die Fastenzeit lehrt uns das Kreuz lieben und gottergeben umfangen. Auch das große Kriegs-Kreuz, das wir in anbetracht unseres früheren Sündenlebens nicht ganz unschuldig tragen, sei nicht ein Gegenstand unserer Verwünschung, sondern ein Verdienstkreuz für die Ewigkeit. In diesem Sinne ist Christus auch uns ein Vorbild im Leiden, das wie eine Meeresflut über die Menschheit hereingebrochen ist. Denn sein Leiden endet im Siege des Kreuzes. Und das darf unser Trost sein im Leiden.

Wir werden siegen; auf welche Weise, das steht bei Gott, der noch immer der gerechten Sache den Sieg, aber den schönsten Sieg, verliehen hat, nicht wie die kurzsichtigen Menschen ihn sich vorstellen.

Einen Sieg kann uns aber kein Feind entreißen, den Sieg im Leiden. Es ist der Sieg des Kreuzes Christi. Aber nur die mit Christus leiden, d. h. nach seinem Vorbilde, werden mit Christus verherrlicht werden.

Welch unermessliche Verdienste, welchen ewigen Himmelslohn könnten wir uns in dieser leidenreichsten Zeit der Weltgeschichte erwerben, so daß uns die Heiligen Gottes fast um diese Gnadenzeit beneiden könnten, wenn wir es verstünden, sie gut für den Himmel zu benützen. Darum verlangt auch die Kirche in dieser Kriegs-Fastenzeit nicht mehr, als daß wir die durch die Notlage und staatlichen Zwang uns auferlegten Entbehrungen und Leiden im Geiste der Buße und Geduld ertragen. Wenn wir dies tun, dann wird die Fastenzeit im ernstesten und schwersten Abschnitte des Weltkrieges für uns die segensreichste werden.

Und wenn ihr selbst euch einen Wunsch
versagt,
Um Gotteslohn, um einen frohen Blick,
Dann ist in eurer Seele Sonnenglanz,
Denn heilig ist ein selbstlos Glück.

Was in uns heilig ist, wer fühlt es nicht?
Der schaue seinem Kind ins Angesicht.
Es spiegelt dort sich seine Seele wieder.
Und einer ew'gen Liebe mächtig Band
Wirst du in deinem Kinde dann erkennen,
Bon deinem Gott ein heilig Unterpfand.
Drum pflanze früh in deines Kindes
Seel'

Das Gute, Edle, das dein Herz erfreut,
Dann fühlst du, was in dir heilig ist,
Wenn es in deinem Kinde sich erneut.
So lernen wir der Seele Lied versteh'n,
Ob es in Worten oder Taten spricht,
Was in uns heilig ist, es wird besteh'n.
Und führt uns einst zum Himmelslicht.

Anna Schöfle.

Keine Zwangs-Kriegsküche.

Die Kriegsküchenwirtschaft, wie sie von dem vor kurzen veröffentlichten Kriegsküchenlasse ins Auge gefaßt wird, scheint keineswegs imstande zu sein, eine wirksame Streckungs- und Ersparungsmaßnahme, was sie ja in erster Linie sein will und sein soll, abzugeben. Die Vielgestaltigkeit der vorgesehenen Kriegsküchen, neben der Tatsache des Weiterbestandes der Privatküchenwirtschaft und der freien Erwerbsküchen (Gasthausküchen), öffnet dem Lebensmittelmissbrauch u. der Lebensmittelverschwendung erst recht Tür und Tor. Dazu kommt noch, daß eine derartige Kriegsküchenwirtschaft für die mehrköpfige Familie des Mittelstandes, sofern sie deren Ernährungsbedürfnisse auch nur einigermaßen Rechnung trägt, unerschwinglich hohe, materielle Lasten auferlegen würde. Immerhin ließe sich aber gegen die organische Ausgestaltung der bestehenden Kriegsküche im Sinne des Kriegsküchen-Erlasses nichts einwenden und müßte sie sogar im Interesse vieler Tausender Einzelkonsumenten und kleiner Familien, die schon heute mehr oder weniger auf den Gasthausbesuch angewiesen sind, begrüßt werden, da sie imstande erscheint, deren Lebenshaltung wesentlich zu erleichtern, insolange kein Zwang geübt wird. Nach den in den letzten Tagen seitens des Ernährungsministers Generalmajor von Höfer wiederholt abgegebenen Erklärungen, scheint man aber von den im Kriegsküchenlasse geplanten indirekten Zwangsmaßnahmen nun mehr absehen zu wollen. Dies dürfte den Absichten des Kriegsküchenlasses nur förderlich sein, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Ausgestaltung der Kriegsküchenwirtschaft in der Tat nur auf der Grundlage der Freiwilligkeit Aussicht auf Erfolg besitzt.

Das war auch unsere Meinung, der wir in der letzten Nummer unseres Blattes Ausdruck verliehen haben. Mehr Aussichten auf praktische Durchführbarkeit als die Zwangs-Kriegsküche hätte, wenn man die Doppelversorgung mancher bemittelter Kreise mit Zwangsmitteln verhindern will, die Zwangs-Privateküche mit Lebensmittelkarten nur für jeden Haushalt, so daß sich niemand im Gasthause oder anderweitig verköstigen könnte, als Personen, die keinen eigenen Haushalt führen und die dann auch keinen selbständigen Lebensmittelbezug beanspruchen könnten. Ganz hintanhalten wird sich aber jedwede Ungleichheit in der Lebensmittelversorgung niemals lassen, weil auch die Verhältnisse zu ungleichartig sind und das Gesetz zu kompliziert sein müßte, um jeden Einzelfall ins Auge zu fassen. Je komplizierter aber die Gesetze, desto eher werden sie übertreten.

Die Zwangs-Kriegsküche hätte aber, wie wir schon lezthin schrieben, nur als äußerste Notmaßnahme für eine begrenzte Zeit ihre Berechtigung. So lange aber die äußerste Not nicht dazu zwingt, bleibe man bei der Privat- und Familienküche.

Zeitgeschichtchen.

— Die Kunstwerke Venedigs. Es ist allgemein bekannt, daß die italienische Presse nach jedem Erscheinen österreichischer Flieger über Venedig ein großes Geschrei über die angeblich barbarische Kriegsführung erhoben hat. Man erzählte von Beschädigungen, die den Kunstwerken in dieser Stadt zugefügt worden waren. Es wurde bereits wiederholt dargelegt, wie wenig diese Klagen ernst genommen zu werden verdiensten. Aus einem in der „Revue des deux Mondes“ vom 15. Dezember 1916 unter dem Titel „Dans Venise bombardée“ veröffentlichten Artikel des Pariser Gelehrten Professor Charles Diehl ist nun zu ersehen, daß das ganze Geheul über österreichisch-ungarische Barbaren erheichelt war. Diehl weist bis in die kleinsten Einzelheiten nach, daß bereits im Jahre 1915 sämtliche Kunstwerke Venedigs nach anderen Orten gebracht worden sind. Es ist in Italien bekannt, daß alle beweglichen Kunstwerke Venedigs, ja sogar die großen Fresken des Dogenpalastes sich schon im Sommer 1915 nicht mehr in Venedig befanden. Die Erzählungen der italienischen Blätter über Beschädigung von Bildern, Statuen, Grabmälern, Glasfenstern usw. in Venedig durch österreichisch-ungarische Fliegerangriffe beruhen somit durchaus auf Erfindung.

— Die beschlagnahmten Kapaune. Das „Grazer Volksblatt“ brachte folgendes Geschichtchen: „Eine gewisse Luise Hinterleitner lieferte, wie uns aus Feldbach mitgeteilt wird, vor einigen Tagen 88 Stück wohlgefütterte Kapaune an ein Spital in der Nähe von Feldbach. Selbstverständ-

lich mußten die Tiere vor dem Genusse erst bezirksärztlich untersucht werden. Das Ergebnis der Untersuchung war, daß alle 88 Stück als nicht genießbar erklärt und dem Wasenmeister mit der Bestimmung übergeben wurden, alle 88 Stück Kapaune zu verscharrten. Der praktische Wasenmeister aber hielt sich nicht an den Auftrag, sondern versuchte an sich selbst und an seiner Gattin, ob der Genuss dieser Kapaune schädlich sei oder nicht, indem beide eine Anzahl der nicht genießbaren Kapaune verzehrten, und siehe da, auch nach dem Genusse derselben haben sie sich sehr wohl gefunden. Die Frau Hinterleitner aber machte gegen die Beschlagnahme des von ihr gelieferten, mit zirka 1500 K bewerteten Geflügels die Einwendung bei der Statthalterei und es wurde in Folge derselben ein Kommissär der Lebensmitteluntersuchungsanstalt in Graz nach Feldbach entsendet, um über diese Angelegenheit zu untersuchen und Bericht zu erstatten. Als dieser Kommissär zum Wasenmeister kam und nach den Kapaunen fragt, waren 55 nicht mehr da, 12 hingen auf dem Dachboden, 5 waren ohne schlimme Folgen verspeist, so daß nur 21 vergraben worden waren. Der Kommissär nahm die noch übrig gebliebenen Kapaune mit nach Graz, wo sie nochmals eingehend untersucht und als vollkommen genießbar befunden wurden.“

— Vom Grenzverkehr. Der Grenzverkehr mit dem Deutschen Reiche hat schon verschiedene Blüten gezeitigt. Etwas Heiteres bietet folgendes: In Unkenntnis der seit Neujahr verschärften Bestimmungen im Grenzverkehr mit dem Deutschen Reiche wollte ein Wekelsdorfer Einwohner mit seiner alten, dem Datum nach noch nicht abgelaufenen Bescheinigung die Grenze überschreiten. Er wurde natürlich zurückgewiesen wegen des fehlenden Lichtbildes. „Lichtbild?“ fragte er verwundert. „Na ja, eine Photographie!“ „Photographie? Was brauch ich 'ne Photographie? Ich bin ju salber do!“ Die Grenzwächter lachten über den nicht ganz unberechtigten Einwand des schlichten Mannes; aber es half ihm nichts, er mußte umkehren, um sich behufs Überschreitung der schwarz-gelben Pfähle erst „verlichtbilden“ zu lassen.

— Das fehlende „h“. Aus Innsbruck wird geschrieben: In Mariahilf hatte ein Gastwirt auf einem Schild kurz und bündig die gute deutsche Bezeichnung „Weinhaus“ anbringen lassen. Nun ging es ihm aber wie vielen anderen seiner Berufsgenossen, die Weinvorräte wurden täglich geringer und schließlich ging ihm — bis auf weiteres — der gute Tropfen ganz aus. Um diese bedauerliche Tatsache auch von außen kenntlich zu machen, hat der Wirt zu einem höchst einfachen Mittel Zuflucht genommen und auf seinem Schild das „h“ überlebt. Die Aufschrift auf diesem lautet nun: „Wein aus!“

Einfache Leute.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dann aber bezwang sie mit mächtiger Anstrengung die Schwäche, die sie heimzusuchen drohte, und hatte bald die alte Energie wiedergefunden. Sie ergriff den kleinen Leuchter mit der brennenden Kerze und eilte geräuschlos dem Sohne nach. Kurz hinter der Biegung des Korridors lag Herr Leonhard am Boden; ein leises, schmerzliches Stöhnen klang durch die nächtliche Stille aus seinem Munde, sein Antlitz war leichenbläß und eiskalt, als Frau Gertruds Hand über des Sohnes Wange fuhr, aber sein Mund versuchte zu lächeln.

„Gute Mutter, wie habe ich dich erschreckt! Hilf mir aufzustehen, ich weiß nicht, was es war, das mich plötzlich erfasste wie ein Schwindel, ich fiel — und seltsam — ich kann nicht aufkommen, mein linkes Bein schmerzt entsetzlich.“

Ohne jede Anerkennung hatte Frau Gertrud mit einer Kraft, die man ihren Jahren kaum zutraute, den Arm unter den Rücken des am Boden Liegenden geschoben und suchte ihn in die Höhe zu bringen. Der erste Versuch war vergeblich, nur mit Mühe unterdrückte Herr Leonhard den Schrei, den der rasende Schmerz seines Beines ihm zu erpressen drohte.

„Soll ich um Hilfe rufen, Leonhard?“ fragte Frau Frohberg angstvoll, „ich vermag es nicht allein.“

„Nein, nein!“ Der abwehrende Ruf des Sohnes klang wie ein Echo innerer Angst. „Ich möchte nicht, daß jemand erfährt, daß ich mein Zimmer verlassen habe. Es muß gehen. Hoffentlich ist es nichts als eine Verstauchung, die bis morgen besser sein wird. So, bitte, noch einmal deinen Arm — Gott sei Dank!“

Diesmal gelang der Versuch besser. Von seiner Mutter halb getragen, halb geführt, legte der Direktor die wenigen Schritte nach seinem Schlafzimmer zurück, wie ein Kind brachte Frau Gertrud den halb Ohnmächtigen zu Bett.

„Liebe Mutter,“ sagte Herr Leonhard dann, „eine Bitte. In meinem Rock befindet sich ein Säckchen mit Gold und Banknoten. Nimm es heraus, auch das Petschaft und Siegelsack dabei, und schließe alles in meinen Schreibtisch. Du weißt, es gibt Dinge, die man verschwiegen behandelt — so recht, tausend Dank, ah, der entsetzliche Schmerz . . .“

Leonhard Frohberg wurde ohnmächtig.

Ein paar Minuten später klopfte Frau Gertrud Frohberg an das Zimmer ihres

Enkels. Sie teilte dem aus dem ersten Schlummer fahrenden jungen Mann mit, daß ein Hilferuf seines Vaters sie selber aufgeschreckt und in sein Schlafgemach geführt. Dort habe sie ihren Sohn halb ohnmächtig am Boden gefunden und mühsam aufs neue gebettet. Er hätte sich umwohl gefühlt und am Fenster frische Luft schöpfen wollen; dabei hätte ihn ein Schwindelanfall heimgesucht, er wäre ausgeglitten und hätte eine Verletzung des rechten Beines erlitten, die ihm große Schmerzen bereite. Es wäre des Patienten Wille, daß Frau Bernhardine vorläufig nicht beunruhigt werden dürfe, aber er wünschte, Eduard um sich zu haben. Auch solle der Diener sofort in aller Stille den Arzt des Hauses bescheiden.

Um Nu hatte Eduard sich angekleidet und eilte, während Frau Gertrud zu ihrem Sohn zurückkehrte, auf die Mansarde, um den Diener behufs der eiligen Botschaft zu wecken. Dann begab auch er sich zu seinem Vater, an dessen Lager die Großmutter mit fühlenden Aufschlägen und lindern dem Trunk beschäftigt war. Die Erregung des jungen Mannes bewies dem Generaldirektor, wie innig Eduard ihm zugetan — er selber war es, der den Sohn beruhigen mußte.

„Es hat hoffentlich nicht viel zu bedeuten, mein lieber Junge,“ sagte Herr Frohberg. „Ich hätte dich auch nicht holen lassen, ehe der Doktor seine Meinung abgegeben, wenn ich nicht einen dringenden geschäftlichen Auftrag für dich hätte.“

„Aber, lieber Vater“ — besorgt sah Eduard in die bleichen, entstellten Züge des Patienten — „es ist ein Uhr, hat das Geschäftliche nicht bis morgen Zeit?“

„Nein, nein,“ bestand Frohberg. „Du meinst, ich rede im Wundfieber, doch ich bin ganz klar, Gott sei Dank, aber man kann nicht wissen, ob ich es morgen noch bin. Darum höre, was ich wünsche — und noch eins: dein unbedingtes Schweigen über die Bestellung, die du in meinem Namen ausrichten sollst.“

„Wenn es dich beruhigt, lieber Vater, so will ich gern hören und treu für dich bewahren, was du mir aufzutragen für gut hältst,“ entgegnete Eduard herzlich, „daß es nichts Unrechtes ist, weiß ich im voraus.“

Frohberg erwiderte nichts, ihn durchfuhr ein Schauer; Frau Gertrud bemerkte es wohl.

„In meinem Schreibtisch liegen achttausend Mark in Gold und Papier,“ fuhr der Generaldirektor fort, indem er seine Rede von Zeit zu Zeit durch ein leises Stöhnen des Schmerzes unterbrach. „Diesen Betrag händige morgen in meinem Namen

dem Wechselagenten Buschmann hier selbst gegen genügende Quittung ein. Zeile ihm meinen Unfall mit, und daß ich das weitere später selber mit ihm erledigen würde.“

„Buschmann?“ wiederholte Eduard erstaunt. „Verzeihe, lieber Vater, machst du mit dem Manne Geschäfte, und dazu noch außerordentlich, da die Sache verschwiegen bleiben soll?“ Der Kranke wand sich auf seinem Lager.

„Ich bitte dich, Eduard, tue, was ich dir sage. Ich weiß, der Mann hat keinen besonderen Ruf in der Bankwelt — aber ist jetzt Zeit zu Erklärungen? Es ist auch nicht für mich,“ fuhr Herr Leonhard hastig fort, „es ist für einen Bekannten, dem ich dienen möchte. Also bitte, nichts weiter, was ich wünsche.“

Still schweigend erhob sich Eduard von dem Stuhl, auf dem er am Kopfende des väterlichen Bettes gesessen. Als er aufstand, begegnete sein Blick dem Auge der Großmutter, und die beiden verstanden sich.

Eine Stunde später war das ganze Haus des Generaldirektors Frohberg von Geschäftigkeit erfüllt. Auch Frau Bernhardine war aus ihrem Schlaf erwacht und weilte in einem Nachtkleid von kirschrotem Kaschmir, ein Spizentuch um die Nachtfrisur, im Zimmer des Gatten. Der Arzt war gekommen und hatte den infolge eines Schwindelanfalles ausgeglittenen Hausherrn untersucht — „ein einfacher Knochenbruch“ lautete das Resultat, „ohne Gefahr, aber für den Patienten Veranlassung, mindestens vierzehn Tage das Bett zu hüten.“ Es war freilich kein angenehmer Ausspruch, aber er schien Herrn Leonhard auf das peinlichste zu berühren. „Vierzehn Tage“, klang es in seinem Innern, „und wenn in dieser Zeit ein böses Verhängnis — es wird nicht sein — es kann nicht sein,“ beruhigte er sich selber, im Bewußtsein, daß jede Aufregung seinen Zustand nur verschlimmerte.

* * *
Ein lichter Sonntagnachmittag mit allem Glanz und Duft des Frühlings erfüllte am Tage nach den eben geschilderten Ereignissen die kleine, einfach, aber mit Begehrlichkeit und weiblichem Geschmack ausgestattete Wohnung des Kassiers der Wimmsdorfer Werke, Gerhard Wilkens. Der Beamte pflegte mit der älteren Tochter Ella dem Hauptgottesdienste beizuhören, während Alma, die jüngere, ihrer Blindheit halber die stille Messe vorzog. Sie vermied gern die größere Menge mit ihrer wohlgemeinten, aber hin und wieder nicht ganz taktvollen Teilnahme. Alma Wilkens hatte sich eine eigene Welt ge-

schaffen, in der sie glücklich war, geborgen in der grenzenlosen Liebe des Vaters und der älteren Schwester. Das junge Mädchen war von zarter, schlanker Gestalt, das feine, blaue Amtlitz trug den Ausdruck der Sanftmut und Güte, der ihre Erscheinung nur noch rührender machte. Den blauen Augen hätte man kein Leiden angemerkt, wäre nicht dem Näherkommenden eine gewisse Starrheit der Pupillen aufgefallen.

Dagegen verkörperte sich in Ella das volle, frische Leben. Nicht Schönheit, aber Anmut, Ernst und Heiterkeit vereint sprach aus den frischen Zügen des blühenden Mädchens, des „Hausmütterchens“, wie der Vater sie nannte, das neben der peinlichsten Wahrung des Heims und der Pflege der Thren noch Zeit fand, den Posten einer Buchhalterin in einem großen Strickereimagazin zu übernehmen, um ihren Teil zu den Einnahmen der Familie beizutragen. Dem alten Wilkens war dies freilich nicht recht, denn sein Gehalt war nicht gering und außerdem hatte er sich ein hübsches Sümmchen in Ersparnissen zurückgelegt.

Der im geschäftlichen Leben und außerhalb des Hauses meist einsilbige, fast mürrische Mann, der selten eine gewisse Heiterkeit verleugnete, war ein ganz anderer, sobald er sich im Kreise der Seinen befand. Man begriff, hier wurzelte sein Glück, sein Leben.

Das Frühstück war beendet; Vater und Tochter saßen noch in traurlichem Plaudern beisammen. Der alte Wilkens hatte den jungen Mädchen von dem an sich traurigen, aber für Eduard Frohberg bedeutungsvollen Ereignis erzählt, das dem jungen, strebsamen Manne eine glänzende Lebensstellung sicherte. Er hatte bei seiner Mitteilung hauptsächlich Ella ins Auge gefaßt; dem jungen Mädchen stand die Freude im Amtlitz geschrieben, aber es war ein stilles Glück; in frohem Ausbruch machte sich dagegen die Empfindung Almas Luft. Die blinde Tochter des Hauses war Eduard Frohberg herzlich zugegen, dessen Beziehung zu der geliebten Schwester ihr feines Gefühl noch vor der älteren Geständnis geahnt hatte.

Ein Schellen an der Eingangstür, ein paar Worte zu der öffnenden jungen Magd, dann ein leichtes Klopfen, und Eduard Frohberg selber war es, der auf der Schwelle stand; er war kein häufiger Gast in Wilkens' Hause, am wenigsten zu so früher Stunde.

Mit ungeheuchelter Freude begrüßte die Blinde den lieben Freund, während Ella nicht minder herzlich, aber doch über den unerwarteten Besuch ein wenig befangen, dem jungen Manne die Hand zum Will-

kommen bot. Der alte Wilkens aber nahm jene zurückhaltende Weise an, die er selbst der Mutter und dem Sohne seines Jugendfreundes Frohberg gegenüber nicht ablegte, und doch schätzte der Kassier bei der Wert nach Gebühr.

Der Grund, den der Hausherr mutmaßte und dessen Ahnung Ella besangen machte, war es nicht, wenigstens vorläufig nicht, der den jungen Bankier in das stille Heim geführt. Eduard war gekommen, um auf seinem Heimweg von dem Agenten Buschmann, an den er seines Vaters Auftrag ausgerichtet, die Kunde von dem Unfall des Herrn Leonhard Frohberg selber zu überbringen und Herrn Wilkens zu bitten, trotz des Sonntags einen Augenblick in die Bureaus einzusehen. Natürlich berichtete er nur das, was er selber von dem Geschehenen wußte; was davon abwich, blieb Geheimnis zwischen Mutter und Sohn, wie andern die Beziehung des Generaldirektors zu dem nicht besonders gut beleumundeten Agenten bleiben sollte. Und diese Verbindung beruhigte den jungen Mann, denn er vermutete, daß sich sein Vater in Spekulationen eingelassen habe, die ihm dienstlich untersagt waren, und zwar ohne jede Notwendigkeit, denn Frohbergs Existenz war durch seine lebenslängliche Anstellung glänzend gesichert, die Zukunft seiner Gattin im Fall seines Todes durch eine hohe Pension, die Großmutter wußte er Mangel geschützt — so nahm er sich vor, mit dem Vater ein vertrauliches Wort in aller kindlichen Ehrerbietung zu reden, sobald derselbe wieder frisch vom Krankenlager erstanden.

Mit inniger Teilnahme vernahmen die beiden Mädchen den Unfall; auch Gerhard Wilkens äußerte ein sichtlich von Herzen kommendes Bedauern. Sein Anerbieten, sich sofort zum Generaldirektor begeben zu wollen, um zu erfragen, ob er dem Chef dienstlich von Nutzen sein könne, lehnte Eduard dankend ab mit dem Hinweis auf die Vorschrift des Arztes, der für die ersten zwei Tage jeden Besuch außer dem der nächsten Familienglieder vom Krankenlager verboten und jeden Gedanken an „Geschäftliches“ untersagt hatte.

Er selber habe Eile, ins Vaterhaus zurückzukehren, und doch konnte er aus dem ihm so lieben Kreise nicht scheiden, ehe er nicht auf den Glückwunsch der guten Mädchen die Fülle seines Herzens entlastet hatte.

„Lieber Herr Wilkens“, nahm er das Wort, „ich weiß, Sie hegen zum Sohne Frohbergs dieselbe Freundschaft, die Sie beide Jünglinge, einst mit dem Vater ver-

hand. In diesem Bewußtsein lassen Sie mich ein kurzes Wort aus voller Seele reden. Ich habe Ella lieb, seit Jahren, Herr Wilkens, eine reine Liebe vor Gott und den Menschen, hüben und drüben. Nun, da ich dem Mädchen nicht eine glänzende, vorläufig aber doch eine ruhige und gesicherte Zukunft bieten kann, da halte ich es für eine heilige Pflicht, vor Sie, den Vater, hinzutreten und Sie zu bitten, mich würdig zu finden, Ihr Schwiegersohn zu werden, mir Ihre Tochter Ella als Frau zu geben.“

Erlüthend und doch in seliger Freude, hatte Ella den Worten des jungen Mannes gelauscht. Sie barg das blonde Haupt an die Brust der Schwester. — „Gott segne dich und ihn,“ flüsterte die Blinde zärtlich.

Gerhard Wilkens aber saß steif und unbeweglich auf seinem Stuhl; kein Zug veränderte sich in seinem faltigen Gesicht, und beinahe geschäftsmäßig klang sein Ton, als er erwiderte:

„Was Sie mir da sagen, Herr Frohberg, ist mir längst kein Geheimnis mehr — das weiß Ihre Großmutter. Ich wollte im Vertrauen auf Sie und auf mein Kind nicht voreilig an diese Sache röhren, ich hätte mich ja auch täuschen können. Nun aber, da Sie mein Wort verlangen, Eduard, da sage ich Ihnen, da sage ich meiner Tochter: ich kann nicht zustimmen, zum eigenen Heil meines Kindes nicht.“

„Herr Wilkens!“ rief der junge Mann erschrockt, während Ella im Arm der Schwester zusammenfuhr.

„Wir sprechen später ausführlicher über die Gründe,“ fuhr der Kassierer fort, „für heute nur so viel: mit Freuden gäbe ich mein Kind an Eduard Frohberg hin — ich schaue Sie hoch, junger Mann — aber nicht an den Sohn des Generaldirektor Frohberg und seiner hochgeborenen Gattin, der Freiin von Baldheim. Der muß sein Herz bezwingen, um eine Gattin von Rang und Reichtum heimzuführen, die den Glanz des Hauses Frohberg zu erhöhen vermag. Und würden Sie sich weigern, so wäre der Zwiespalt zwischen Ihnen und den Eltern fertig, und wir würden gar als die Anstifter betrachtet werden. Daher ist es besser, jeder bleibt in seinem Kreise, der einzige Sohn des Hauses Frohberg und die Tochter des schlichten Kassierers Wilkens.“

„Aber, Herr Wilkens,“ rief Eduard, „ging denn mein Vater nicht selber aus bescheidenen Verhältnissen hervor? Gibt es nicht noch Augenblicke traurlichen Alleinseins, wo er mir aus den Tagen seiner Jugend erzählt von Ihnen, seinem Freunde?“

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 16. bis 28. Feber.)

16. Freitag. Juliana, Jungfrau und Märtyr. († 304). — 17. Samstag. Flavian, Patriarch und Märtyr. († 449); Fintan, Abt († 560); Theodul, Märtyr. († 309); Manegold, Abt († 1100).

18. Sonntag. (Quinquagesima) Ev. (Luk. 18, 31—43): Jesus weissagt sein Leidens und Sterben und seine Auferstehung und heilt einen Blinden am Wege bei Jericho. — Simon, Bisch. und Märtyr. († 120).

19. Montag. Friedrich, Abt († 1070); Konrad, Priester († 1351). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 8 Min., Untergang um 5 Uhr 25 Min., Tageslänge 10 Stunden 17 Min. — 20. Dienstag. Eleutherius, Bisch. und Märtyr. († 531). — 21. Aschermittwoch. (Strenger Fasttag.) Germanus, Abt († 666). Neumond um 7 Uhr 9 Min. abends. — 22. Donnerstag. Petri Stuhlfieber in Antiochien; Margarita v. Cortona, Büßerin († 1297); Johanna B., Märtyr. — 23. Freitag. Petrus Damiani, Kirchenl. († 1071); Romana, Jungfr. († 324). — 24. Samstag. Matthias, Apostel († 1. Jahrhundert).

25. Erster Fastensonntag. Evang. (Matth. 4, 1—11): Jesus fastet vierzig Tage und Nächte in der Wüste und wird hierauf vom Teufel auf dreifache Weise versucht. Jesus weist seinen Versucher zurück und wird von Engeln bedient. — Walpurga, Äbtissin († 779); Cässarius, Arzt († 369).

26. Montag. Alexander, Patriarch († 326). — 27. Dienstag. Leander, Bischof († 600); Baldomer, Schlosser († 560). — 28. Mittwoch. Romanus, Abt; Oswald, Erzbischof († 992). — Sonnenaufgang um 6 Uhr 48 Min., Untergang um 5 Uhr 42 Min., Tageslänge 10 Stunden 54 Min. — Erstes Viertel um 5 Uhr 44 Min. abends.

18. Feber.

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium Lukas 18, 31—43:

In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird alles vollendet werden, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist! Denn er wird den Heiden überliefert werden und wird verspottet, gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen; es war diese Rede vor ihnen verborgen und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, daß ein Blinder an dem Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was dies wäre. Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorübergehe. Da rief er und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, führten ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte,

fragte er ihn und sprach: Was willst du, daß ich dir tue? Er aber sprach: Herr! daß ich sehend werde. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm, Gott preisend. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.

Erklärung:

„Der letzte Weg Christi nach Jerusalem“ könnte man das Evangelium überschreiben, das die Kirche am Sonntag Quinquagesima (am 50. Tage vor Ostern) vorlesen läßt. Die hl. Fastenzeit naht, in der wir das Leiden und Sterben Jesu Christi betrachten sollen; das heutige Evangelium zeigt uns darum Jesum auf seinem letzten Wege nach Jerusalem und führt uns in Jesu Voraussage bereits in großen Umrissen das Bild seines Leidens und Todes vor Augen.

Die Zwölf, welche er zu seinen Aposteln auserwählt hatte, sollten ihn auf diesem letzten Gange begleiten. Sie sollten Zeugen seiner Lehre, seiner Wunder, so auch seines Todes und seiner Auferstehung sein. Darum nahm er sie zu sich und sprach zu ihnen: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist.“ Jesus, im engen Kreise seiner Apostel stehend, hält nun die letzte große Prüfung mit seinen Aposteln. Fast drei Jahre waren sie ihm gefolgt und hatten Armut, Verfolgung, Mühsale mit ihm geteilt; sie waren ihm aber treu geblieben, selbst dann als viele seiner Zuhörer irre an Jesus und seiner Lehre geworden waren.

Nun sollten sie sich entscheiden, ob sie auch gewillt seien, Jesu in Leiden und Tod zu folgen. Darum seine vertrauliche Mitteilung an seine Apostel.

„Siehe“, so hebt Jesus an und läßt schon mit diesem Einleitungsworte erkennen, daß er ihnen eine wichtige Sache mitzuteilen habe.

„Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten ist geschrieben worden.“

Diese ersten Worte hätten freilich bei den Aposteln zunächst freudige Gefühle erwecken können. Hofften sie doch, daß nun bald ihre Erwartungen bezüglich des Messiaskönigs, der das Judentum von der heidnischen Fremdherrschaft befreien würde, sich erfüllen würden. In diesem Sinne deuteten sie auch die Weissagungen der Propheten über den Messias und sein Reich. Umso größer wird ihre Bestürzung gewesen sein, als Jesus eine ganz entgegengesetzte Erfüllung der prophetischen Schriften verhieß, indem er sagte: „Denn er wird den Heiden überliefert werden und wird verspottet und gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.“ Also statt Triumph über die Heiden, (gemeint sind die Römer,) Aus-

lieferung an die Heiden, schmachvollste Behandlung und Tötung durch die Heiden; so hatten sich die Apostel das Ende des Messias nicht vorgestellt. Darum verstanden sie nichts von diesen Dingen; es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward.“ Aber die Rede Christi war geeignet, die Apostel „kopfschütt“ und von Jesus abspenstig zu machen, denn sie verhieß ihnen statt Ruhm und Macht und Herrlichkeit Schande, Tod und Leiden. Doch die Apostel bestanden die Prüfung und nahmen die dunkle Rede nicht zum Anlaß, Jesu ihre Gefolgschaft zu kündigen. Mochten sie auch nicht begreifen, was Jesus gesagt, so glaubten sie doch an seine Sendung und folgten ihm auf seinem Gange in den Tod.

Als Jesus bereits vom Tode auferstanden war, da erinnerten sich die Apostel der damaligen Voraussagung Jesu und verstanden nun den Sinn der Rede, die ihnen damals verborgen war. So ist es auch bei uns gewöhnlichen Menschenkindern. Wir verstehen gar oft nicht, was Gott zu uns durch seine Kirche, durch seine Priester, durch seine Lehre, durch seine Gnade und Eingebungen redet.

Verborgen ist uns der Sinn seiner Ratschlässe, Prüfungen und Zulassungen; erst wenn alles in Erfüllung gegangen ist, begreifen wir, was Gott damit gewollt hat.

Wie töricht wäre es von den Aposteln gewesen, deswegen Jesu untreu zu werden, weil seine Rede ihnen verborgen war. Wie töricht ist es von uns, wenn wir an Gottes Worten oder Wälten irre werden, weil wir es nicht verstehen! Die eigene Erfahrung sollte uns doch lehren, daß wir oft wie blind sind, obwohl wir glauben, sehend zu sein. Wir gleichen vielmehr dem Blinden am Wege nach Jericho, dessen Heilung das heutige Evangelium weiter erzählt.

Die hl. Schrift sagt nicht, daß Jesus seine Vorhersagung, welche die Apostel nicht verstanden hatten, näher erklärt hätte. Das Wunder, welches Jesus auf dem Wege wirkte, sollte ihnen zwar nicht den Sinn seiner Rede erschließen, aber es sollte ihren Glauben an seine göttliche Macht verstärken.

„Ein Blinder saß am Wege und bettelte“; das Sinnbild der mit Blindheit geschlagenen Menschheit. Er hörte viel Volk vorüberziehen, das sich Jesu auf seinem Wege nach Jerusalem angeschlossen hatte. Es muß eine große Volkschar gewesen sein. Denn ein Teil des Volkes ging voran, der andere folgte Jesu nach. Der Bettler hörte zwar, daß etwas Großes vorging; aber er sah nicht, gleich so vielen geistig Blinden, die zwar die Groftaten Gottes hören, aber ihr durch eigene oder fremde Schuld erblindetes Auge erkennt nicht, „was dies wäre.“ Viele sind aber selbst zu träge, darnach zu fragen. Hätte der Blinde nicht wenigstens gefragt, so hätte er nicht erfahren,

„dass Jesus von Nazareth vorübergehe.“ Gott knüpft oft seine Gnaden und Wohltaten an Voraussetzungen, die der Mensch selber setzt, da Gottes Heilsordnung sich gewöhnlich auf der Naturordnung aufbaut. Der Blinde hatte wohl schon von Jesus gehört, obwohl seine leibliche Blindheit ihn hinderte, Jesu zu folgen. Aber das Wenige, was er gehört, hatte genügt, um seinen Glauben an Jesus zu begründen. Und dieser Glaube bewog ihn zu rufen: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Der Blinde nannte Jesus den „Sohn Davids“ und bezeugte seinen Glauben an Jesus als den Messias, der den Juden aus dem Stamm Davids versprochen worden war.

Christus fragte den Blinden: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ nicht, als wüsste er nicht, was der Blinde verlange, sondern damit dieser seinen Glauben und seine Hoffnung, das Gesicht durch den Glauben wieder zu erhalten, um so besser bezeugen könnte, und um zu zeigen, wie angenehm es ihm sei, wenn wir ihm unsere Nöten offenherzig und vertraulich vortragen.

Die Jünger schalteten den armen Blinden nicht aus bösem Willen, wenn sie auch nicht das rechte Gefühl für seine Tat hatten, sondern aus verkehrter Rücksicht gegen ihren Meister, den sie nicht behelligen lassen wollten. Aber ist denn die Liebe nicht „geduldig und gütig?“ Das ist die Hoffnung des Blinden. Deshalb ruft er nur noch mehr. So sollen auch wir in dem angefangenen Guten ohne Rücksicht auf menschliches Ansehen, das uns aufhalten will, fortfahren und uns weder durch die Beispiele noch durch die Verachtung und die Spottelsteien der Weltmenschen darin irre machen lassen. Ferner sollen wir von ihm lernen, dass wir Gott inbrünstig danken und ihm mit unwandelbarer Treue anhängen sollen, wenn er uns einmal die Augen der Seele geöffnet, und von der geistigen Blindheit, die weit schädlicher und trauriger als die leibliche ist, befreit hat.

Rechtskunde.

Gebührenvorschriften.

An Gebühren müssen entrichtet werden: auf Beilagen stempelpflichtiger Eingaben 50 h; in Rechtsstreitigkeiten siehe Gerichtsgebühren.

Bei Eingaben an ländesfürstliche Behörden und Ämter in der Regel von jedem Bogen 2 K; um Eintragungen in die öffentlichen Bücher über unbewegliche Sachen siehe Gerichtsgebühren; um Eintragungen in die Handelsregister siehe Gerichtsgebühren.

An Stempelgebühren kommen auf Handels- und Gewerbebücher, Haupt-, Kontorrent- und Saldokontobücher sovielmal 50 h als das Gesamtflächenmaß aller Blätter des Buches das Einheitsmaß des Bogens von 5040 cm^2 in sich begreift; lose

Bogen über 5040 cm^2 1 K; alle anderen sovielmal 10 h als das Gesamtausmaß aller Blätter des Buches das Einheitsmaß des Bogens (2640 cm^2) in sich begreift; lose Bogen zu diesen Büchern bis 2640 cm^2 10 h
" 5040 " 20 "
" über 5040 " 30 "
Brief- und Wechselskopierbücher sind stempelfrei.

Heimatsscheine kosten 2 K; für Dienstboten und Taglöhner 50 h; für Dublike in beiden Fällen 3 K.

(Fortsetzung folgt.)

Reitaeschichtchen.

— **Raffinierter Betrug.** Fast alle Wochen hört man von großen Betrügereien, die in verschiedenen Ländern verübt werden. Neuerdings wird aus Wien gemeldet: Die Wiener Versicherungsanstalt war am 18. d. telephonisch aufgerufen worden und der Aufer stellte sich als Graf Rudolf Wimpffen vor. Er gab an, er wolle sich versichern lassen und man möge einen Vertreter nach Steyer ins Hotel „Steyrerhof“ schicken. — Ein Beamter fuhr dorthin und wurde nach einiger Zeit zum Telephon gerufen. Es meldete sich der angebliche Sekretär des Grafen Wimpffen und erklärte, der Graf könne erst abends nach Steyer kommen, der Beamte möge nach Schloss Persenbeug fahren, wo der Graf sei. Mit dem nächsten Zuge fuhr der Beamte nach Persenbeug und erfuhr dort, dass das Schloss kaiserlicher Besitz sei. Er begab sich daraufhin nach Wien zurück. Hier fragte man ihn, wo er das Fett habe, das er mitbringen wolle, und es stellte sich heraus, dass tags zuvor folgende Depeche bei der Anstalt eingelangt war: „Abschluss 400.000 K Erleben perfekt. Morgen komme mit Graf. Bei Polizzenausstellung Zahlung von Jahresprämien. Bekomme durch Grafen 150 Kilogramm Fett zur Verteilung für Direktion. Sendet dringend sofort 1300 K. Transport bewilligt.“ — Das Telegramm trug die Fertigung des nach Steyer entsandten Beamten und die Anstalt nahm natürlich keinen Anstand, ihrem Beamten sofort 1300 K nach Steyer an das Hotel „Steyrerhof“ zu senden, die denn auch von dem angeblichen Sekretär des Grafen Wimpffen behoben wurden, der zu diesem Zwecke den Beamten zuerst nach Steyer und dann nach Persenbeug gelockt hatte.

— **Der Frauenabend in Brüssel.** Ein merkwürdiger Brauch besteht in Brüssel, der am 19. Jänner alljährlich geübt wird. Er wird Frauenabend genannt und war auch heuer trotz des Krieges abgehalten worden, wenn er auch einige Beschränkungen erfuhr. An diesem Tage übernachten die Frauen allein im Hause die Herrschaft aus, die Glocken der St. Gudulakirche läuteten ihnen zu Ehren, und in vielen Familien pflegt man ein kleines Festmahl abzuhalten, nach dem die Frauen zum Scherz

ihre Männer wegtragen müssen. — Über den Ursprung des Brauches berichtet eine alte Sage, ein Burgherr habe durch seine Erpressungen den Hass der ganzen Gegend auf sich gezogen, sei dann in seinem Schloss belagert worden und habe sich endlich zur Übergabe genötigt gesehen. Da die Feinde aber keine andere Bedingung zu gestehen wollten als die, der Burgfrau zu erlauben, mit ihrer kostbarsten Habe, die sie auf einmal tragen könnte, das Schloss zu verlassen, so steckte sie ihren Ehemann in eine Kiste und trug ihn auf ihrem Rücken zum Tor hinaus.

— **Ein wahrer Held.** Zugsführer Titularfeldwebel in der Reserve Franz Serföö des k. u. k. Infanterie-Bataillons 3/86 wurde für hervorragend tapferes und erfolgreiches Verhalten als Zugskommandant in den Kämpfen bei Selo mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Dieser mustergültige Unteroffizier, welcher durch ganz besondere Unerstrocknenheit, Geistesgegenwart und mit Umsicht gepaarte Kühnheit hervorleuchtete, eilte im täglichen stundenlangen Feuer von 15- und 21-Zentimetergeschützen, von 20-Zentimeter-Minenwerfern und Maschinengewehren von Deckung zu Deckung, um die Mannschaft anzuspornen, und wies alle feindlichen Angriffe bei großen Feindesverlusten ab. Die Verluste, die sein Zug dem Feind beibrachte, beeinflussten die Entscheidung bei der Abwehr eines Angriffes am 26. November wesentlich. Vorsätzlich erschoss der Tapfere viele Versaglieri. „Er ist ein wahrer Held,“ berichten seine Vorgesetzten über ihn. Am 28. November wurde Zugsführer Serföö durch Granatfeuer sehr schwer verwundet. Er hatte sich bereits früher die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. und 2. Klasse erkämpft.

— **Pariser Kohlensturm.** L'Oruvre in Paris berichtet: In einer Hauptstraße von Paris hielt ein Kohlenwagen vor einem Gebäude, und man wollte eben mit dem Abladen beginnen. Kohle! Kohle! Dieser Anblick ist so selten geworden, dass er sofort im ganzen Viertel Aufregung erzeugte. Schnell war der Wagen umlagert, und da geschah folgendes: Ein kleiner Knabe kletterte auf den Wagen, griff mit beiden Händen Kohlenstückchen und lief dann davon mit den Worten: „Jetzt kann Mutter Feuer machen.“ Dies war das Zeichen, dass die Spannung auslöste. Alle Frauen stürzten sich auf den Wagen, mit hochgerafften Schürzen, mit Körben usw., und jedermann eroberte Kohle, so dass der Wagen innerhalb von Sekunden leer war. Als ein herbeigeholter Schutzmännchen erschien, war bereits alles vorüber. Für den Kohlenlieferanten wird der Schaden nicht so groß gewesen sein, da die Preise dieser Leute derlei aushalten.

Gedankensplitter.

Edel werden ist viel mehr
Denn edel sein von Eltern her;
Der ist recht edel in der Welt,
Der Tugend liebt und nicht das Geld.

Der beste Dank an Gott.

Als im Jahre 1788 die Stadt Frankenberg im Erzgebirge abbrannte, verlor ein Buchbinder, den eine Feuersbrunst vor 8 Jahren in Gera, wo er sich niederlassen wollte, fast an den Bettelstab brachte, sein kleines Hab und Gut, das er sich während dieser Zeit erworben. Völlig in Verzweiflung saß er mit seinen zwei kleinen Kindern unter freiem Himmel und beklagte sein trostloses Geschick. In diesem Zustande trafen ihn zwei Buntgenossen von Chemnitz. Jeder von ihnen nahm nun ein Kind auf den Arm und führte sie, die unglückliche Familie, nach Chemnitz, wo sie der Buchbinder Anger zu sich ins Haus nahm und ihrer Not liebenvoll abhalf. Der christliche Mann sagte dabei: „Warum sollten wir es nicht tun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahrt und uns mehr gegeben hat, als wir brauchen, damit wir auch anderen geben.“ Das ist der beste Dank an Gott.

Die beste Jagd.

Der heil. Macdonius wurde eines Tages in seiner Einsiedelei von einem Fürsten gestört, der mit großem Gefolge den Wald durchjagte. „Was ist dein Tun in dieser Wildnis?“ fragte der Fürst den Einsiedler. „Und was ist das deine?“ fragte dieser entgegen. „Nun,“ erwiderte der Fürst, „wie du wohl siehst, ich bin der Jagd wegen da.“ „Und auch ich,“ antwortete jetzt Macdonius, bin einer Jagd wegen hier; aber ich jage nicht Vergänglichem, sondern Unvergänglichem nach; ich suche den Himmel zu erjagen! Und der Fürst ging nachdenklich von dannen.

Gedankensplitter.

Bewahr getreu dir deinen eignen Sinn, Doch Gott bewahre dich vor Eigensinn.

Abend auf dem Schlachtfeld.

Ja, o Herr, es ist nicht schwer.
Ja, o Herr, es ist nicht schwer,
Von der Erde fortzugeh'n,
Wenn mit reinem Herzen man
Kann in deine Augen seh'n.
Deine Augen, wie so schön,
Wie voll Lieb' und Freundeshuld,

Blutgetränktes Erdenland
Wandle in dein Ackerfeld.
Pflüge, säe, ernt', o Herr,
Mitten in dem Weltenweh',
Daz ich auch die Brüder mein
Einst in deinem Heere seh'.

Aug. Schiffmacher.

Zwei vom alten Schlag.

Von zwei alten Schweizern wird erzählt, daß sie einen Streit um eine Weise hatten. Jeder glaubte ein gutes Recht an dieselbe zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte ihm: „Ich habe die Richter zusammenkommen lassen. Wir waren beide nicht gelehrt genug, unsere Sache ins Reine zu bringen. Komme morgen mit vor Gericht!“ Der andere antwortete: „Ich kann morgen nicht, ich habe mein Hemd gewäsch; es muß eingeholt werden.“ Nach einem Besinnen fügte er hinzu: „Geh' du doch allein, sage den Richtern deine und meine Gründe und laß sie dann entscheiden.“ Der andere nahm es an, ging, führte beide Sachen in schlichter Wahrheit, kam am Abend wieder, trat bei dem Widersacher ein und verkündete ihm: „Die Richter haben für dich entschieden. Gottlob, daß unser Hader aus ist!“

Vom Jesusknaben.

Die Sage erzählt: „Wenn dem Nährvater Josef etwas, was er als Zimmermann versetzte, mißlungen war, so durfte er nur den Knaben rufen und dessen bloßes Wort kam alles in Ordnung. So hatte Josef zwei Jahre an einem Thronstuhle für den König in Jerusalem gearbeitet; als er damit fertig zu sein glaubte, waren von den vier Füßen zwei zu kurz. Da zog der Knabe an den Füßen und die rechte Länge war hergestellt.

Abend auf dem Schlachtfeld.

Und die Welt, wie nachtbeschwert,
Wie voll Hass und wie voll Schuld!
Herr, ich habe treu gekämpft,
Hab' das Meinige getan,
War Soldat nach deinem Sinn,
Herr, ich folge, — geh' voran!
Wie du mir den Frieden gibst,
D, so gib ihn auch der Welt,



Ein seltener Jubilant.

In dem altehrwürdigen Servitenkloster zu Gratz bei Budweis in Südböhmen, welches der Tiroler Serviten-Ordensprovinz einverleibt ist, feiert im Jahre 1917 der ehrwürdige Laienbruder Frater Philipp Benizi Maria Rangger am 15. Februar seinen 100. Geburtstag und am 5. Juli seine 70jährige Ordensprofess und sein 25jähriges Jubiläum als Gratzner Konventmitglied. Gewiß ein seltenes, dreifaches Jubiläum. Der Jubilar ist ein ehemlicher Sohn des aus den Tiroler Freiheitskämpfen im Jahre 1809 ausgezeichneten Bauersmannes und Patrioten Lorenz Rangger, genannt Stubacher, von Völs bei Innsbruck und der Elisabeth, geb. Rangger, aus Gözens. Von dieser Ehe entstiegen 7 Kinder, von welchen nur noch Franz, unser Jubilar, unter dem Ordensnamen Bruder Philipp lebt. Aber selbst der im hundertsten Lebensjahr stehende Bruder Philipp ist gleich seinem heldenmütigen Vater von glühendem Patriotismus erfüllt und bekundete dies beim Ausbruch des Krieges mit Italien in beredter Weise; denn „der welsche Lenz, der Käzelmacher“ den werden meine Landsleute schon ordentlich klopfen und „i tät am liebsten meinen Stecken mit dem Stuhen vertauschen und die Welschen nacheinander derschießen“. Mit größtem Interesse hört er die Kriegsereignisse an und ist hoherfreut, wenn man ihm erzählt von den Siegen unserer und unserer Verbündeten Heere, und insbesondere wünscht er noch zu erleben den großen Sieg unserer Helden über das verräterische und treulose Italien. Vom guten Kaiser Franz und vom Kaiser Franz Josef spricht er oft und war hoherfreut über die Nachricht, daß das hohe Herrscherpaar Kaiser Karl und Kaiserin Zita, Tirol besuchend, mit so großem Jubel in Innsbruck begrüßt wurden und die Tiroler treu der Parole: „Für Gott, Kaiser und Vaterland.“

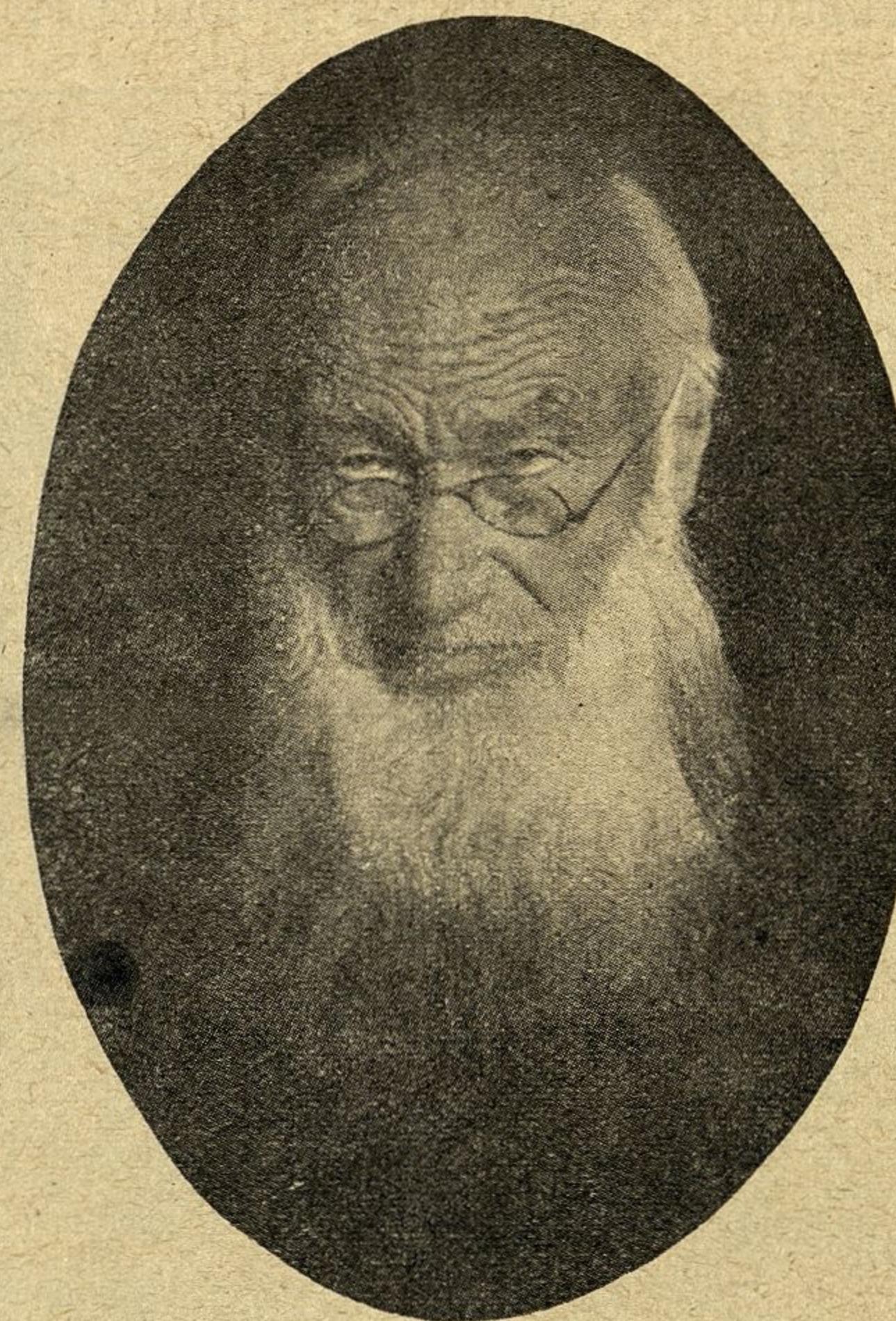
Möge es dem altehrwürdigen Jubilanten und bescheidenen Servitenordensbruder noch beschieden sein, das feierliche Friedensgeläute zu hören; denn auf unsern Sieg vertraut er fest, weil sich auch erfüllt an unseren, von Gottes- und Kaiserliebe durchdrungenen Helden, was der Dichter singt:

„Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen wie die Alten!
Tiroler Adler, lebe hoch!
Du wirst den Kranz behalten.“

Karl Franz Joseph und der Bayer.

Aus der Zeit, da Kaiser Karl von Österreich als Feldmarschall-Leutnant Erzherzog Karl Franz Josef das Kommando an der Südostfront führte, erzählt uns ein Feldgrauer das folgende Intermezzo, dessen Held ein kreuzbraver Landwehrmann aus dem bairischen Oberland war. Der

Erzherzog inspizierte eines Tages Teile seiner Heeresgruppe, in der sich auch deutsche Kontingente befanden. Beim Abschreiten der Front fiel ihm ein hünenhafter, feldgrauer Krieger mit wild wucherndem Teutonenbart auf, der die anderen fast um Haupteslänge überragte und vor dessen linkem zum rechten Ohr quer über die Nase sich eine blutrote fingerbreite Narbe zog. Der Erzherzog blieb stehen, trat auf den Riesen zu und fragte in jenem freundlichen Tone, der ihm eigen und durch den ein leiser Klang des melodiösen Wiener Dialektes schwingt: „Na, Sie scheinen ja arg dazwischen geraten zu sein. Woher stammt die seltsame Narbe? Bayer?“ Der Hüne ist erst ein wenig verlegen, die Bartfransen zittern leise wie in innerer Erregung, der gewaltige Brustkorb hebt und senkt sich ein paarmal und



Frater Philipp Benizi Maria Rangger.

dann kommt's in unverfälschtem „Boarisch“ zwischen den bartüberwucherten Lippen hervor: „B'fehl, Kaiserliche Hoheit, Wehrmann Stoanbichler aus Obermoos. D'Narb'n, Kaiserliche Hoheit, die hob i mir halt an 'n Styr g'holt. Gimminei, Hoheit, wann i daran denk', nacha gift's mi no' immer. A' halb Dutzend von d'n Bazi, d'n malefizeten, hob i scho' g'liefert als oaner von dem Glumps nach insern Hauptmann langt. Stoanbichler Hias, sog i mir, jaßt gilt. Und g'langt hob i mir den Hamm, den g'scheert'n, daß er zappelt hot wie a Kärtnickel. Inser Herr Hauptmann war g'rettet, oba d'r Stoanbichler Hias aus Obermoos hat halt seitdem nur oan Ohrwaschl'n. Und d' Nas'n is a umanand. Auf d'r Kirchweih da-hoam wars doch halt an rechtschaffners G'raaf...!“ Der Erzherzog lachte, klopfte dem Hünen auf die Schulter und meinte: „Brav, Steinbichler, der Lohn ist ja

auch nicht ausgeblieben!“ Dabei deutete er auf das Band des Eisernen Kreuzes auf dem feldgrauen Rock des Bayern. „B'fehl, Kaiserliche Hoheit,“ entgegnete der Steinbichler Hias stolz, und seine Augen blitzen: „Dös Kreuzln, dös erwarb der Wehrmann Stoanbichler vor zwölf Jahren in Belgien als erster im Bataillon. Ja, Kaiserliche Hoheit, wir Obermooser jan halt safrische Kerls!“ Karl Franz Joseph reichte dem Braven die Hand: „Recht so, ihr Bayern, ihr seid wirkliche safrische Kerls!“ Drei Tage später erhielt der Steinbichler Hias die Tapferkeitsmedaille.

Das Urteil der Menschen.

Der heiligmäßige Pfarrer Vianney von Ars in Frankreich, erhielt eines Tages einen Brief, in welchem man ihn als Heuchler, Dummkopf usw. schalt. Er las den Brief, lächelte und blieb ruhig. Eingige Stunden nachher erhielt er einen anderen Brief, worin man ihn als einen Heiligen, einen Mann Gottes, einen Wundertäter pries und um seine Fürbitte bat. Er lächelte mehrmals und sagte zu denen, die da gerade bei ihm waren: „Sieh doch, wie man sich auf die Achtung der Menschen verlassen kann! Diesen Morgen überhäufte man mich in einem Brief mit Schimpf- und Schelbtworten — jetzt überschüttet man mich in einem anderen mit Schmeicheleien und Komplimenten. Der Brief von diesem Morgen hat mich nicht schlechter und dieser mich nicht besser gemacht. Wie wenig gilt doch das Urteil der Menschen!“

Der befehrte Freigeist.

Während der französischen Revolution war ein Franzose, namens Tsnard, um allen Glauben gekommen und ein sogenannter Freigeist geworden. Der Wechsel des Schicksals hatte ihn um all sein Vermögen und sein Leben in große Gefahr gebracht. Fast anderthalb Jahre mußte er in Paris sich vor seinen Feinden verbergen, und in dieser düsteren Einsamkeit gingen ihm die Augen auf. Er warf sich mit Eifer auf das Studium der christlichen Religionswahrheiten. Über dieses Studium schreibt er selbst in einem Buche: „Ich machte bald die Bemerkung, daß es beim Forschen nach den göttlichen Wahrheiten nicht so sehr auf die Anstrengung des denkenden Geistes, als vielmehr auf die Gesinnung und Beschaffenheit des Herzens ankomme. Die Vernunft geht nicht irre, wenn nicht die Tugend ihr die Hand bietet, und nicht von der Liebe die Binde gelöst wird, womit Verkehrheit und Laster das Geistesauge verhüllten. Die Wahrheit gleicht einem Lichte, welches das demütige Gebet anfacht, der stolze Eindunkel aber auslöscht. Ich begann also mit dem Gebete, und im vertrauensvollen Aufblick zu Gott wurde ich besser und dadurch auch zur Erkenntnis der Wahrheit befähigter.“ Sein übriges Leben wurde unsterblich u. er starb eines seligen Todes.

Kriegschronik.

23. Jänner. Beiderseits der Na und südlich von Riga entwickeln sich Kämpfe, die für die Deutschen günstig verlaufen. — Die englischen Arbeiter billigen den Anschluß ihrer Führer an das englische Kriegskabinett.

24. Jänner. Zwischen Ancre und Somme und an der Aisne nimmt die Kämpftätigkeit zu. An der Na erzielen die Deutschen beträchtlichen Geländegewinn.

25. Jänner. Im Caenital wird ein rumänischer Vorstoß zurückgeschlagen. Am Westufer der Maas erstürmen deutsche Truppen französische Gräben auf der Höhe 304. — In London findet eine Konferenz von Admiralen der Ententestaaten statt.

26. Jänner. Im Görzischen herrscht lebhafter Artilleriekampf. Weitere Angriffe

Erfolg begleitet. Im englischen Kanal wird ein englischer Zerstörer versenkt. — Die Verluste der feindlichen Handelsflotte seit Kriegsbeginn betragen mehr als vier Millionen Tonnen.

30. Jänner. Abweisung russischer Erkundungsabteilungen durch die Türken bei der Serethmündung. — Im Mestecanesti-Abschnitte ein Stützpunkt südlich der Valeputnastraße an die Russen verloren. — An der Lothringischen Grenze stärkerer Artilleriekampf. Französische Angriffe abgewiesen. — Auf dem Ostufer der Na eine russische Waldstellung gestürmt; 14 Offiziere und über 900 Mann gefangen, 15 Maschinengewehre erbeutet.

31. Jänner. An der Narajowka südlich Lipnica haben Teile eines sächsischen Regiments aus russischer Stellung 60 Gefangene und 1 Maschinengewehr geholt. — Südlich des Doiransees feindliche Ab-

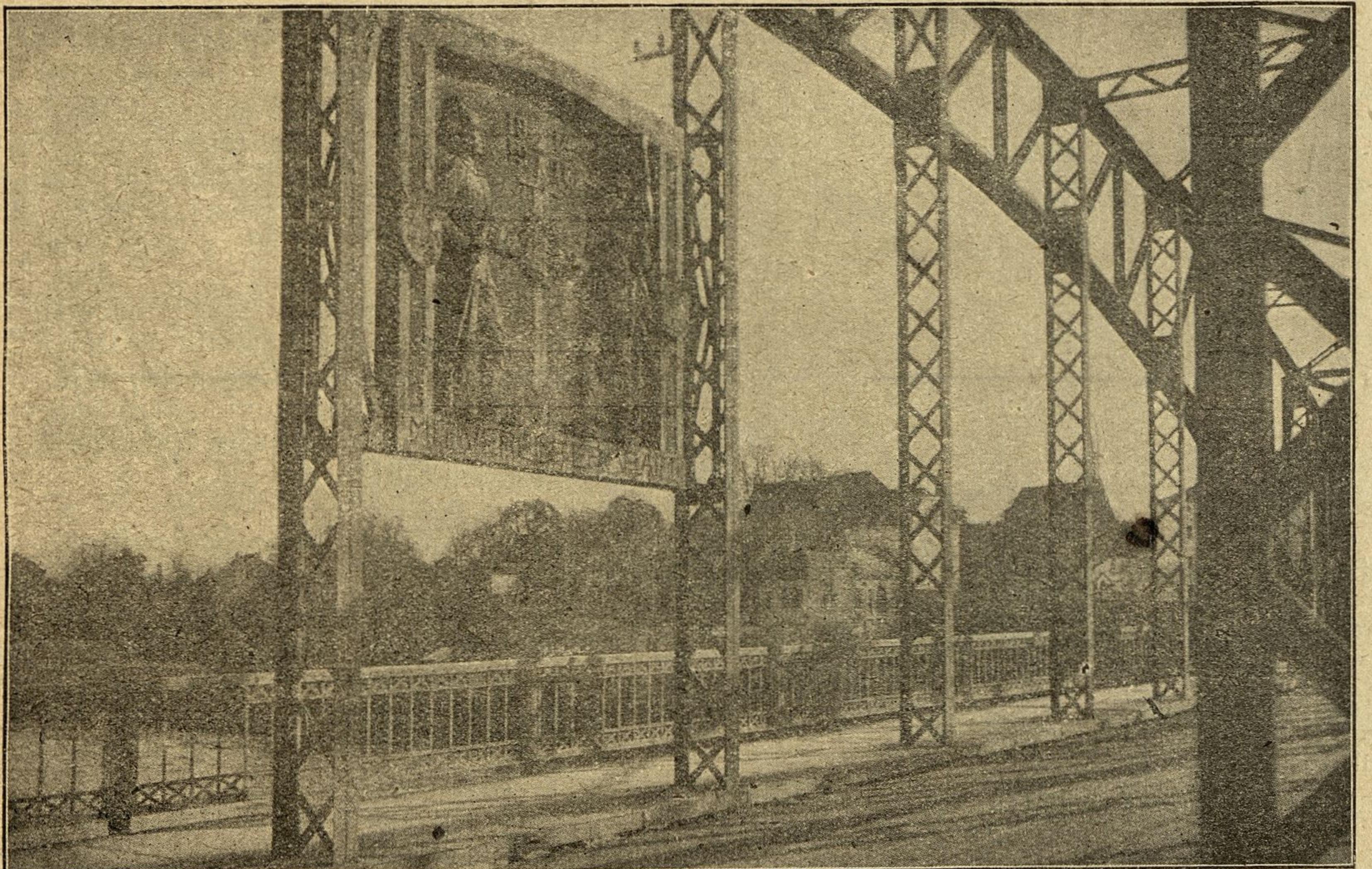
2. Februar. Bei Vekas an der ungarischen Ostgrenze ein Vorstoß russischer Abteilungen abgeschlagen. — Ein italienischer Flieger belegte Nabresina mit Bomben.

3. Februar. Der amerikanische Präsident Wilson spricht in einer Botschaft an den Kongreß den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland aus. Graf Bernstorff erhält seine Pässe, Botschafter Gerard wird angewiesen, Deutschland zu verlassen. — Dem deutschen Botschafter in Washington Grafen Bernstorff werden die Pässe zugestellt. — Im amerikanischen Kongreß wird eine Anleihe von 500 Millionen Dollars beantragt, um Heer und Flotte in Bereitschaft zu bringen. — Die spanischen Schiffe werden durch einen Regierungserlaß aufgefordert, die in der deutschen Note festgesetzte Freizone nicht zu verlassen. — Ein Angriff der Engländer an der Ancre wird abgeschlagen, nur an einem Punkte dringt eine feindliche Abteilung in unsere Gräben ein. — Kaiser Wilhelm stattet dem zur Kur in Bad Pöthen weilenden König der Bulgaren einen Besuch ab. — Mehrere russische Angriffe an der Na abgewiesen. — Südlich des Ochrida-Sees feindliche Erkundungsabteilungen abgeschlagen.

4. Februar. Vom Nordufer der Ancre bis zur Somme spielen sich bei starkem Artilleriefeuer in einzelnen Abschnitten auch Infanteriekämpfe ab. — Östlich von Beaucourt wird den Engländern im Gegenstoß der größte Teil der Gräben wieder entrissen; dabei fallen 100 Gefangene in unsere Hand. — Nördlich von Beaucourt scheitert ein heftiger englischer Angriff, nachts wiederholter Ansturm starker Kräfte von östlich Grandcourt bis südlich von Phys. — Feindliche Abteilungen b. Brzezany vorgehend, vertrieben. — Eine Abteilung des Feldjäger-Bataillons Nr. 30 holt westlich des Blöckenpasses aus feindlichen Stellungen

Offizier und 28 Mann. — Sonst Artilleriefeuer, auch Infanteriekämpfe. — Die Engländer aus den am 4. Februar gewonnenen Gräben wieder vertrieben. — Nachmittags scheiterte ein heftiger englischer Angriff bei Beaucourt. — Ein neues türkisches Kabinett ist unter dem Minister Talaat gebildet worden.

5. Februar. Wilson richtet eine Note an die Neutralen, worin er sie auffordert, sich dem Vorgehen Amerikas gegenüber Deutschland anzuschließen. — Die amerikanische Regierung beruft ihre Konsuln aus Deutschland zurück. — Nördlich von Kırılıbaba stürmten Abteilungen des 26. Feldjägerbataillons in die feindliche Hauptstellung vor, zerstörten dieselbe und



Das Treubund-Denkmal
auf der Innbrücke zwischen Oberösterreich und Bayern bei Braunau.
Orig.-Aufn. von H. Paulus, Photograph in Braunau a. Inn.

der Franzosen an der Maas gegen die Höhe 304 brechen zusammen.

27. Jänner. Westlich der Valeputna wird unsere vorderste Linie etwas zurückgenommen. — Die französische Kammer spricht Briand für die Ablehnung der deutschen Friedensnote das Vertrauen aus.

28. Jänner. An der Zlota Lipa wird ein starker russischer Angriff nach erbitterten Kämpfen zurückgewiesen. An der Somme bricht ein englischer und an der Maas ein französischer Massenangriff zusammen. Der englische Hilfskreuzer „Laurentic“ wird an der irischen Küste versenkt.

29. Jänner. Kleinere Unternehmungen unserer Truppen im Görzischen sind von

teilungen von unseren Streitkräften abgewiesen.

1. Februar. Zwischen Armentieres und Arras scheitern englische Aufklärungsvorstöße. Beiderseits der Ancre und Somme Artilleriekampf. Am Wege Gueudecourt-Beaulencourt eingedrungene Engländer in Kompagniebreite hinausgeworfen. An der nördlichen Westfront rege Fliegertätigkeit. Wertvolle Feststellungen der deutschen Geschwader. 7 feindliche Flugzeuge vernichtet. — Vom 1. Februar an beginnend, hat Deutschland den unbeschränkten U-Bootkrieg gegen England, Frankreich und Italien angekündigt und den Neutralen davon Mitteilung gemacht, mit genauer Festlegung der gesperrten Seegebiete.

kehrten mit Gefangenen zurück. — Im Westen gelungene Erfundungsvorstöße im Sommegebiet, auf dem Ostufer der Maas und an der lothringischen Grenze. — Auf der Linie Marseille—Suez—Aden wird der Schiffsverkehr völlig eingestellt. — Die auf dem Frachtschiff „Narrowdale“ nach Swinemünde eingebrochenen 72 Amerikaner werden von der deutschen Regierung freigelassen. — Der französische Admiral Journet wird seines Amtes entthoben und in den Ruhestand versetzt.

6. Februar. Wilsons Note an die neutralen Staaten ist gleichzeitig in Stockholm, Kopenhagen und Christiania überreicht worden. — Die holländische Regierung beantwortet Wilsons Aufforderung zum Vorgehen gegen die Mittelmächte ablehnend. — Deutschland wird nach einer Berliner Meldung von jetzt ab monatlich 320.000 Tonnen Kohle nach Holland liefern. — Die Besetzungen der im Neuhorfer Hafen liegenden deutschen und österreichischen Schiffe werden nach der Einwanderungsstation auf Ellis Island gebracht. — Von einer aus Cardiff kommenden englischen Kohlenflotte ist im italienischen Bestimmungshafen nur ein Fünftel eingetroffen. — Nordöstlich Kirlibaba zwei feindliche Kompanien abgewiesen. — Abweisung einer französischen Kompanie bei Sennheim. — Glückliche Vorfeldkämpfe im Westen und Osten. — Angriff englischer Flieger auf Brügge. Durch Treffer auf eine Schule werden 1 Frau und 16 belgische Kinder getötet.

7. Februar. Spanien wird trotz Wilsons Note seine Haltung voraussichtlich nicht ändern und auch fernerhin loyalste Neutralität beobachten. — Der brasilianische Minister des Äußeren übermittelt dem deutschen Gesandten einen Protest gegen die Seesperrre. — Die nordamerikanische Regierung hat zahlreiche Kriegsmaßregeln getroffen; zuerst ist die Bewaffnung der Handelsdampfer angeordnet worden. — Der nordamerikanische Senat hat mit 78 gegen 5 Stimmen den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ratifiziert. — Die Beschlagnahme der neutralen Schiffe in England wird endgültig sein, wenn sich die Neutralen den deutschen Sperrmaßnahmen unterwerfen. — Großadmiral Hauß, Kommandant der österreichisch-ungarischen Flotte, gestorben. — Bereitstellung eines feindlichen Angriffes östlich des Casinotales. — Ein englischer Angriff am Nordufer der Acre und bei Bouchavesnes zurückgeschlagen. — Sonst im Osten und Westen Erfundungskämpfe. — Ein italienisches Flugzeug bei Verat abgeschossen.

8. Februar. Die Mittelmächte verloren im Jänner 34 Flugzeuge, die Engländer, Franzosen und Russen 55 Flugzeuge. — Die argentinische Regierung überreicht dem deutschen Gesandten die Antwortnote auf die deutsche Ankündigung des Unterseeboot-Krieges. — Der holländische Minister des Innern erklärt, daß die Regie-

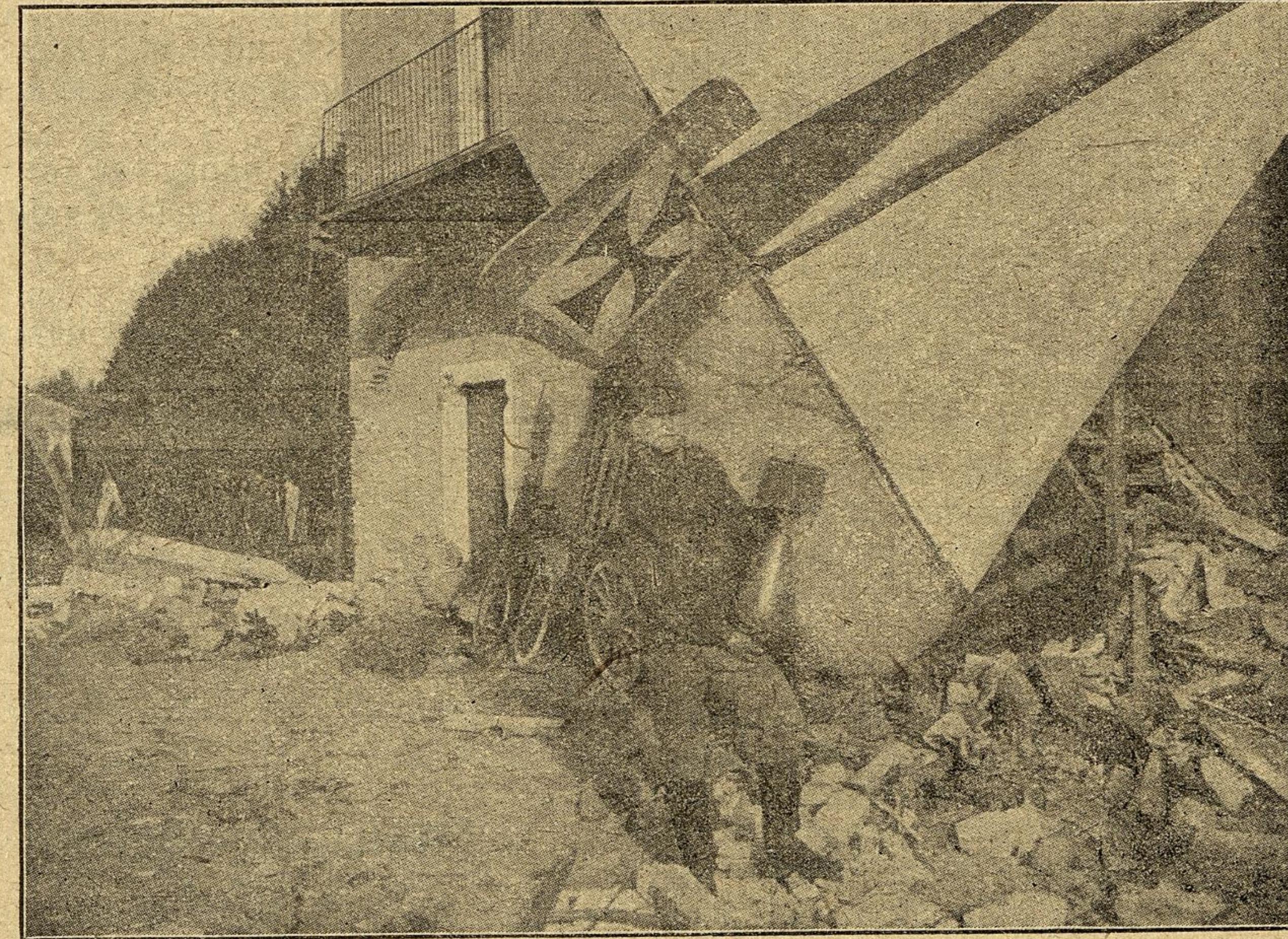
lung unter Beibehaltung des unparteiischen Standpunktes gegen den Unterseeboot-Krieg protestiere. — Alle Handelshäfen der amerikanischen Ostküste sind zu Kriegshäfen erklärt worden; das Marineamt bereitet die Befestigung aller Handelshäfen vor. — Die französische Regierung mietet zwei Fünftel der gesamten Handelsflotte, um sie für Überseetransporte zu bewaffnen. — Die vierverbandsmächte haben alle griechischen Schiffe beschlagnahmt oder gepachtet.

9. Februar. An vielen Stellen stoßen englische Erfundungstruppen, südlich von Sailly stärkere Abteilungen vor; sie werden überall abgewiesen. — Der amerikanische Botschafter Gerard erhält seine Pässe vom Berliner Auswärtigen Amt zugestellt; er wird über die Schweiz nach Spanien reisen. — Der Generaldirektor des englischen Nationaldienstes ordnet an, alle beamteten jungen Männer von 18

Stoßtrupp unserseits in die feindliche Linie und vernichtet die Besatzung usw. — Seit 1. Februar sind 100 bis 200.000 Tonnen feindlichen Schiffstraumes versenkt worden.

Das „Kleinchen“ in Berlin.

Die Feldgrauen an der Front hatten nach den Weihnachtsfeiertagen viel zu tun, um all die Liebesgaben mit Dankesbriefen zu erwidern. Dabei ist einem Musketier an der Westfront folgendes passiert: Sein Truppenteil hatte von einer Mädchenschule in Berlin NW. Pakete erhalten, und es wurden nun Dankbriefe geschrieben. Ein solcher lautete: „Liebes Kleinchen! Mit Deinen Liebesgaben hast Du uns herzlich erfreut. Wenn ich Urlaub friege, komme ich auch in Deine Klasse und will zum Dank für all das Schöne Deine kleinen Patschhändchen streicheln. Sei nur auch in der Schule hübsch brav und



Abgestürzter Aeroplan. (Im Vordergrunde eine Fliegerbombe.)

Orig.-Aufn. von Oberleutn. Bruno Wagenknecht.

bis 20 Jahren sofort unter die Waffen zu rufen. — Die „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlicht weitere Beweise für die unmenschliche Behandlung deutscher Kriegsgefangener in Frankreich. — Schweden weist in einer Note, in der es die Parteilichkeit und das Unrecht Wilsons und seiner Regierung deutlich kennzeichnet, dessen Aufforderung zurück, sich ihm anzuschließen gegen Deutschland. — Auch Norwegen lehnt ab. — Gelungene Vorfeldunternehmung bei Stanislau. — Erstürmung feindlicher Gräben im Görzischen bei Nacht; 665 Italiener gefangen, 10 Maschinen-Gewehre, 2 Minenwerfer und sonstiges Kriegsmaterial eingebrochen. — Abweisung feindlicher Abteilungen bei Sailly. — Feindliche Angriffe auf Höhe 304 vereitelt; ein Vorstoß gegen Pfefferücken scheitert. — Bei Vaux dringt ein

denke weiter an uns Musketiere vom ... Regiment und an Deinen Dich vielmals grüßenden Feldgrauen Franz F. — Wenige Tage später hatte die Feldpost folgenden Antwortbrief aus Berlin an die Front zu befördern: „Mein lieber Feldgrauer! Vor lauter Spenden könnt Ihr die Spender nicht mehr auseinanderhalten. Dein „Kleinchen“, dem Du die Patschhändchen so zärtlich streicheln willst, hat schon 37 Jahre hinter sich! Deswegen kannst Du aber ruhig zum Urlaub in meine Klasse kommen, ich werde mir dann Mühe geben, hübsch brav zu sein. Auf Wiedersehen! Dein Kleinchen X., Lehrerin an der ... Höheren Töchterschule.“ — Man kann sich denken, wie dieser Brief im westlichen Unterstand „eingeschlagen“ hat.

Missionen.

„Ein Apostel seiner Frau.“

Ein rühmendes Beispiel, wie ein noch ungetaufter Neger in Natal zum Apostel seiner Frau wurde, erzählt P. Hermann Bold, D. M. S., im 20. Jahresbericht für die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins, der unter der Leitung der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau steht. Der Missionär berichtet:

Mitschitschi Nene stand in Johannsburg bei den Schwestern von der hl. Familie im Dienste als Arbeiter. Er war noch Heide, interessierte sich aber für die Schönheit des katholischen Gottesdienstes und entschloß sich, katholisch zu werden. Noch war er nicht getauft, da erhielt er Nachricht, daß sich der Zustand seiner frischen Frau verschlimmert habe und seine Gegenwart erheische. Mitschitschi kam und fand seine Frau sehr leidend; sie hatte wohl eine Nerven- oder Muskelkrankheit, denn der ganze Körper war so gekrümmkt, daß die gute Alte sich nicht mehr aufrichten konnte und mit der Stirne fast den Boden berührte.

Das Unglück der Lebensgefährtin schmerzte den Mann sehr, aber noch mehr quälte es ihn, daß sie heidnisch war und vielleicht schon in den nächsten Tagen als Heidin sterben würde. Da wurde er, der selbst noch nicht getauft war, zum Apostel seiner Frau: er sprach ihr vom katholischen Glauben, so gut er eben konnte und soviel er als Katechumene eben wußte. Sein Wort fiel auf guten Boden. Groß war die Freude, als er bald aus dem Munde seiner Martha vernahm: „Ich will Christin werden!“

Wie aber nun die hl. Taufe spenden? — Mitschitschi findet nur einen Weg. In dunkler Nacht lädt er die frische Frau auf seinen Rücken und trägt sie mehrere Stunden weit zur nächsten Bahnstation, um am andern Morgen zum Missionär nach Estcourt zu fahren. Hier angekommen, suchte und fand er bald den katholischen Missionär, den Schreiber dieser Zeilen. Ich ging hin zum Bahnhof und fand die Kranke für den Empfang der hl. Taufe genügend unterrichtet, gab ihr nichtsdestoweniger noch einige Belehrungen und Ermahnungen und taufte sie, kurz bevor der Zug zurückfuhr. Martha, so wurde sie in der Taufe genannt, starb aber nicht; sie lebt und duldet noch heute und hat uns oft Beweise ihres starken Glaubens und ihres Eifers gegeben.

Seltsames von den Filipinos.

Ein hervorstechender Zug im Charakter der Filipinos ist ihre für uns fast unglaubliche Gedankenlosigkeit, die ein großes Hemmnis für die Ausbreitung u. Vertiefung der kath. Religion bei diesem Inselvolke ist, das jetzt unter amerikanischer Herrschaft steht. Ein seltsames Beispiel hiervon berichtet ein Mill-Hiller Missionär

in den „Kath. Missionen“ (Herder, Freiburg). Er erzählt:

Eines Morgens geht P. Con in seiner kleinen Veranda Brevier betend auf und ab. Da kommt Juan, eines seiner braunen Kinder, mit einem schwarzen Trauerband um die Stirne.

„Pater, meine Frau ist gestorben, ich komme wegen ihrer Beerdigung.“

Der Pater spricht Juan sein herzliches Beileid aus und fragt dann: „Hat sie auch die letzten Sakramente empfangen?“ — „Ja, Pater Matt war letzten Montag bei ihr.“ — „Gut, gut; nun setz dich, Juan; ich will den Todesfall in das Pfarrbuch eintragen. Welches war der Name deiner Frau?“

Wie vom Donner gerührt starrt Juan den Pater an, streicht mit der Hand wie verzweifelt über seinen glänzenden, braunen Schädel und stottert dann heraus: „Ja, kann es wahr sein, was ich dir sage, Pater? Aber es ist wirklich keine Wahrheit: ich weiß es nicht.“

„Was, du weißt nicht, wie deine Frau heißt? Wie lange wartet ihr denn verheiratet?“

„Achtzehn Jahre lang; der gute, alte Padre Francisco hat uns noch zusammengetan; Gott hab' ihn selig!“

„Und du weißt nicht den Namen deiner Frau, weder Tauf- noch Familienname?“

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht; ich hab' wirklich nie daran gedacht, sie um ihren Namen zu fragen. Aber wart ein Weilchen; ich lauf' eben zu ihrem Bruder hin; der weiß es vielleicht.“

„Würde ich diese Geschichte in Europa erzählen,“ fügt der Missionär hinzu, „kein Mensch würde sie mir glauben. Und doch kommt ähnliches hier fast alle Tage vor.“

Erziehungswesen.

Vom Gehorsam.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß auf dem Gehorsam der ganze Erfolg der Erziehung sich aufbaut. Wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen. Drum müssen die Kinder zum Gehorsam angehalten werden; es ist Pflicht der Kinder, Gehorsam zu leisten, wie es Pflicht der Eltern ist, von den Kindern Gehorsam zu fordern.

Die Außerachtlassung dieser Pflicht rächt sich in späteren Jahren oft furchtbar bitter. Finden es auch schwachherzige Mütter manchmal unbequem, dieser Forderung Geltung zu verschaffen, so mögen sie bedenken, daß wenn sie das nicht tun oder glauben, es nicht tun zu können, sie unfähig sind, die Aufgabe der Kindererziehung zu lösen.

Der Ungehorsam in früher Jugend birgt die Wurzel späterer Vergehen; dafür könnten die Verbrecher in den Gefängnissen beredtes Zeugnis abgeben. Gar mancher könnte sagen, daß die Schwachherzigkeit der Eltern in der frühen Ju-

gend die erste Schuld an dem Unglück der Kinder in späteren Jahren trägt.

Ein Ordensmann erzählt folgendes Geslebnis:

Ich fuhr auf der Straßenbahn; das war nichts Besonderes. Es stieg eine Dame mit zwei Jungen ein; auch das war noch nichts Besonderes. Der Größere von den beiden blieb auf der Plattform, während die Mama mit dem Kleinen sich im Wagen niedersetzte; selbst daran fand sie nichts Besonderes. Nun aber rief die Mutter dem Liebling, der draußen geblieben, zu: „Herbert, komm herein!“ Herbert schaute um; er hatte es gut gehört, blieb aber draußen. Lauter tönte es von Mamas Lippen: „Herbert, komm herein!“ Ein strammes, unwilliges Schütteln des kleinen, eigenwilligen Sohnes war die Antwort; Herbert blieb draußen. Die Mitreisenden mochten sich wohl wie ich, ihre Gedanken machen. Mischtwebten Zukunftsbilder aus dem Leben des in meiner Phantasie rasch heranwachsenden Herbert vor. Wenn der Herbert mit fünf Jahren so ist, wie wird der Herbert mit zehn Jahren, oder der 25jährige Herbert sein? Ich hörte im Geiste ein jämmernde, abgehärmte Mutter ihre Freunde klagen: „Das hätte ich von meinem Kinde nicht erwartet; keine Liebe, keine Achtung vor seiner alten, französischen Mama!“ Käme die Mama dann zu mir, ich würde mir die Freiheit nehmen und erinnern an jene Fahrt auf der Gelehrten am 13. November 1916 von Maria Trost nach Graz und ihr sagen: „Ach Mutter! Damals hätte ich es Ihnen prophezeien können, daß es so kommen mütte; hätte ich mir aber damals erlaubt, Sie zu ermahnen: Verlangen Sie strengen Gehorsam von Ihrem Kinde, was hätten Sie mir wohl geantwortet?“ — Bei der nächsten Haltestelle flehte die Mama nochmals diesmal zärtlicher: „Herbertchen, komm herein.“ Das liebe Herbertchen aber blieb draußen.

Gesundheitspflege.

Der Schlaf.

Zum gesunden Fortbestande des menschlichen Körpers bedarf es nicht nur der Nahrung, sondern auch des gesunden kräftigenden Schlafes, der entsprechende Ruhe. Das liegt in der Natur begründet; dafür ist die Nacht geschaffen.

Eine besondere Frage ist die: „Wie sollen wir vernünftig schlafen?“ Es gibt Leute, welche die Naturgesetze umstoßen und die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen, das sind jene unvernünftigen Nachtschwärmer, Schwelger und Mäuse, die auf Kosten der Gesundheit leben und diese mutwillig zu Grunde rütteln. In einer medizinischen Wochenfahrt werden über die Hygiene des Schlafes bemerkenswerte Mitteilungen gemacht und obige Frage beantwortet.

Nachdem wir den dritten Teil unseres Lebens etwa im Schlaf zubringen, schen

es in der Tat nicht uninteressant zu hören, wie man vernünftigerweise schlafen soll. Dem Schlaf wird ja an und für sich zu wenig Bedeutung beigemessen. Von den Ratschlägen seien uns einige beherzigenswert: 1. Die Wohnung sei von lärmenden Vierteln entfernt zu nehmen. 2. Das Schlafgemach sei eher kühl als warm gehalten. 3. Es sei dunkel. 4. Das Bett möge in der Polrichtung stehen, das heißt in Nord-Südrichtung, damit es seiner Lage nach der Strömung des Erdmagnetismus ausgesetzt sei. 5. Die Matratze sei für den jungen Menschen härter als für den alten. 6. Die Füße müssen stets warm gehalten sein. 7. Die Breite des Bettes entspreche der Bequemlichkeit. 8. Einschlafen soll man auf der rechten Seite. 9. Vor Schlafengehen bereite man den Geist auf die Nachtruhe vor. 10. Vor Schlafengehen lese man nichts Aufregendes, sondern pflege beruhigende Lektüre. — Diese Ratschläge sind ja an sich nichts Neues; es scheint uns aber in der Tat, als seien sich die meisten Menschen der Wichtigkeit des Schlafes, der doch nur dazu dient, neue Kräfte zu sammeln, nicht bewußt.

Für Haus und Küche.

Äpfelspeise. 2 Dotter werden mit 10 Deka Zucker eine gute Viertelstunde gerührt. Dann gibt man 3 bis 4 Eßlöffel Milch und 8 Deka Mehl hinzu. Es ist gleich, ob weißes oder schwarzes Mehl. Schläge von 2 Eierklar recht festen Schnee und gib ihn leicht unter die Masse. Schmiere sodann eine Form mit etwas Butter aus, bestaube es mit Mehl oder fein geriebenen Mandeln und gib einen Teil der Masse hinein und belege ihn recht mit geschnittenen Äpfeln. Gib einige gestoßene Mandeln darauf und noch den übrigen Teig. Bei mäßiger Hitze $\frac{3}{4}$ Stunden backen.

Äpfelkuchen zum Kaffee. Zwei ganze Eier werden mit $\frac{1}{4}$ Pfund (125 Gramm) Zucker schaumig gerührt, dann zwei Eßlöffel voll Milch, zwei Eßlöffel voll geriebenes Schwarzbrot, welches man zuvor mit etwas Rum anfeuchtet, zuletzt 28 Deka Mehl darunter mengt. Man kann auch die Dotter mit dem Zucker verrühren und das Weizé zu Schnee schlagen. Eine Form wird mit Butter ausgestrichen, mit Mehl bestaubt, die Masse hineingefüllt, mit Äpfeln belegt und im heißen Rohr gebacken. Man kann auch zwei Messerspitzen voll Speisesalz (Natron) mit dem Teig verrühren.

Gesäuerte Kartoffel-Suppe. Man siedet eine Petersilienwurzel, eine gelbe Rübe, eine kleine Zwiebel, ein Lorbeerblatt, ein Sträufchen Thymian und einige Pfefferkörner mit gesalzenem Wasser. Mit dieser Wurzelbrühe vergießt man, nachdem die Wurzeln weich geworden sind, eine braune Einbrenn, säuert diese Suppe mit etwas Essig und kocht die Kartoffelscheiben damit auf. Die Kartoffeln kann man ge-

schält mit den Wurzeln kochen und diese dann herausnehmen.

Für den Landwirt.

Brot — das Mittel zum Siege!

Man weiß, worauf unsere Feinde ihre Hoffnung gesetzt haben! Da sie uns durch die Gewalt der Waffen nicht niederringen können, hoffen sie das durch die Aushungierung zu erreichen. Wohl sind nun uns und unseren Verbündeten die rumänischen Kornkammern durch die Niederwerfung dieses Landes erschlossen worden. Die Hoffnungen, welche man auf diese allerdings großen Vorräte setzt, dürfen uns jedoch auf keinen Fall in Sicherheit lullen! Die schnelle Verfrachtung dieser Vorräte ist wegen Mangel an Bahnen und anderen Verkehrsmitteln nicht möglich und auch der Donauweg ist zu dieser Jahreszeit selten eisfrei. Es heißt also nach wie vor alles daran zu setzen, daß nicht nur unsere Winterfrucht, sondern insbesondere auch die Sommerfrucht, also Hafer, Gerste, Mais, Kartoffeln, Rüben, Kraut usw. volle Erträge geben. Nahezu drei Kriegsjahre liegen hinter uns. Vielfach wurden die Felder mangelhaft bestellt, besonders die Düngung der Felder, Wiesen und Kleeschläge ließ auch viel zu wünschen übrig. Die österreichischen Landwirte haben sich seit Jahren daran gewöhnt, zur Stallmistdüngung auch eine mineralische Düngung (Kunstdüngung) zu geben. Leider fehlte es da schon im zweiten Kriegsjahr stark an den phosphorsäurehaltigen Düngemitteln (Thomasmehl, Knochenmehl und Superphosphat) wie auch an den stickstoffhaltigen Kunstdüngern (Chilisalpeter, schwefelsaures Ammoniak und Kalkstickstoff). Wissenschaft und Praxis weisen uns nun die Wege, wie wir unter diesen Umständen am besten durchkommen können. Da wir heute nur die kalihaltigen Düngemittel (Kainit und 40 prozent. Kalisalz) bekommen können, müssen wir uns eben mit diesen allein neben der Stallmistdüngung behelfen. Eine alleinige Kalidüngung ist nun allerdings keine Volldüngung. Durch die Kalidüngung werden jedoch die im Boden noch von früher enthaltenen Phosphorsäure- und Stickstoffmengen von den Pflanzen besser ausgenutzt und verwertet. Den Wintersaaten kann man ganz gut im Februar und März noch eine Kalidüngung mit 150—200 Kilo 40 proz. Kalisalz auf den Hektar ($1\frac{3}{4}$ Foch) als Kopfdüngung geben. Haferfeldern gebe man 80—100 Kilo 40 proz. Kalisalz, ebensoviel für Samenkorn und Gerste. Kartoffeln, Rüben und Mais werden mit Stalldünger und daneben noch mit 80—100 Kilo 40 proz. Kalisalz gedüngt. Wiesen, Weiden und Kleeschläge erhalten für das Foch 100—130 Kilo 40 proz. Kalisalz. Allen Landwirten ist anzuraten, Kalidüngesalz sofort bei den Lägerhäusern und Kunstdüngerhändlern zu

bestellen, damit sich dieselben versorgen können. Die Kalidüngung muß heuer, wie bereits oben gesagt, unbedingt angewendet werden, sie ist die einzige mögliche, mineralische Düngung, die uns zu besseren Erträgen verhelfen kann.

Gemeinnütziges.

Berinstein kittern. Zwei Stück Bernstein kann man sehr leicht zusammenkittern, indem man sie mit Äkali bestreicht und dann die bestrichenen Flächen warm aneinanderdrückt. Die Verbindung geschieht so vollkommen, daß man kaum eine Spur der Vereinigung sieht.

Um versalzene Speisen schnell wieder genießbar zu machen, hält man in die heiße, versalzene Flüssigkeit einen eigens für solche Zwecke in der Küche aufzubewahrenden, gut gereinigten Schwamm einige Minuten hinein. Er hat die Eigenschaft, in dieser Zeit alle Salzteile an sich zu ziehen. Oder man deckt ein reines Tuch in kaltes Wasser getaucht und ausgerungen, über die versalzene Speise und läßt sie eine Weile stehen; auch auf diese Weise wird ihr das überflüssige Salz bald entzogen sein.

Verwertung der Gierschalen. Gewöhnlich wirft man die Gierschalen fort, ohne zu ahnen, daß dieselben noch in sehr nützlicher Weise verwendet werden können. Dieselben sollen, da sie sehr reich an Kalk- und Phosphorsalzen sind, dem Futter beigemischt, ein vorzügliches Nahrungsmittel für das Jungvieh bilden. Zu diesem Zwecke pulverisiert man die Schalen und mischt sie unter das Futter. Es dürfte sich empfehlen, alle Gierschalen bei denjenigen Gewerbsleuten (Brot- und Zuckerbäcker), welchen sie als Abfälle lästig fallen, zusammenzuhäufen.

„Erfältungsgifte“ nennt die Wissenschaft die vorläufig noch nicht näher bekannten Erreger rheumatischer Schmerzen. Die Behebung rheumatischer Schmerzen wird daher in einer Unterdrückung dieser „Erfältungsgifte“ bestehen und dies gelingt uns am besten, wenn wir die schmerzenden Stellen lebhaft mit Fellers belebendem Pflanzen-Essenzen-Fluid m. d. M. „Elsa-Fluid“ einreiben und massieren. Man massiere mit „Elsa-Fluid“ solange, bis die Flüssigkeit vollkommen von der Haut absorbiert ist und wird sich an den schmerzenden Stellen eine lebhaftere Blutzirkulation und damit ein Nachlassen der Schmerzen einstellen. Zahlreiche Ärzte empfehlen für solche Massagen Fellers Fluid und es darf wohl als das beliebteste Einreibemittel angesprochen werden. Dabei ist es zugleich das billigste, denn eine Flasche kostet nur 42 h. Friedenspreise: Es können allerdings nicht weniger als 12 Flaschen per Post versendet werden und diese kosten franko 6 K. 48 Flaschen 20 Kronen. Man bestellt es allein echt beim Apotheker E. V. Feller, Stubica, Elsaplatz, Nr. 6 (Kroatien), woselbst man auch Fellers abführende Khabarberpillen m. d. M. „Elsa-Pillen“, 6 Schachteln für 4 K 40 h franko mitbestellen kann. Diese Pillen haben den Vorzug steter Zuverlässigkeit und Beliebtheit bei alt und jung, wenn einmal versucht.

Buntes Allerlei.

Diplomatisch.

König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich einst sehr unwohl, weigerte sich aber, die von seinem Leibarzte verordnete Medizin zu nehmen. „Majestät“, rief dieser ärgerlich, „ich befehle es!“ Starr vor Staunen sah der König ihn an. „Was unterstehen Sie sich,“ rief er, „wie können Sie es wagen, mir befehlen zu wollen?“ „Ich befehle,“ sagte der Leibarzt eruhig, „damit Ew. Majestät uns noch länger befehlen mögen.“ Ohne noch ein Wort zu sagen, nahm der König die Arznei.

Das Hemd des Glücklichen.

Der Sultan von Serendib war von der Sultans-Krankheit, der Langeweile, befallen. Kein Mittel wollte versprechen; Priester besprachen das übel, Ärzte versuchten Heilung. Der Sultan aber gähnte vom Morgen bis zum Abend, brummte vom Abend bis zum Morgen, war unglücklich und teilte sein Unglück seiner ganzen Umgebung mit. Endlich riet ihm seine Mutter, eine kluge Frau, die, in ihrer Jugend von Zigeunerinnen gestohlen, dann in das Serail verkauft, manches von ihrer schwarzen und weißen Kunst gelernt hatte. „Mein Sohn,“ sprach sie, „willst du von der Langeweile genesen, so reise zu Wasser und zu Lande, bis du einen Glücklichen antrifft, ziehe ihm das Hemd aus, und ziehe es dir ganz warm an. Dann komme zurück, setze dich auf deinen Thron, und du wirst glücklich sein.“ Der Sultan folgte dem Rat und schiffte sich ein. „Wohin soll die Reise gehen?“ fragte der Steuermann. „Nach dem glücklichen Arabien?“

Man landete, man suchte, man fand keinen Glücklichen. Ebensowenig in Ägypten und Nubien. Man fuhr nach Italien. Italien seufzte unter Steuerlast und politischem Handel. Im Vorüberreisen kam der Sultan nach Frankreich; da fand er aber eine solche Wüste und unordentliche Wirtschaft, daß er nicht einmal nachfragte, ob dort vielleicht ein Glücklicher sei. Er reiste nun nach England und fand dort John Bull verdrießlich und brummig. Als ihm der Sultan sagte, er sei zu ihm gekommen, als zum Glücklichsten der Sterblichen lachte ihm John Bull ins Gesicht. Als er ihm vollends vertraute, er sei gekommen, sich eine Kunst bei ihm zu erbitten, warf ihm John Bull eine Guinee mit den Worten zu: „Geh' und kaufe dir ein Hemd auf den Leib!“ Mit Würde gab ihm der Sultan das Geld zurück und sprach: „Ich suche zwar ein Hemd, aber kein Almosen.“ — Neben John Bull wohnte seine Schwester Peg (Schottland). An diese wandte sich der Sultan mit der Frage: „Bist du glücklich, schöne Peg?“ — „Ich war es, als ich meine Lieder und Balladen dichtete, jetzt singe ich sie zuweilen noch meinen Kindern vor, weine aber dabei meine hellen Tränen, denn die guten Zeiten sind vorbei!“ „Lauter Unglückliche,“ seufzte der Sultan und schiffte

sich nach Irland über. Hier fand er Paddy (Patrik), John Bulls nahen Verter, den dieser zwar durch harte Behandlung störrig und verstockt gemacht, der aber unter seinem Strohdach und bei seinen Kartoffeln ihm so glücklich schien, daß er sich in seiner Nähe aufzuhalten beschloß. Einst sah er ihn mit seinen Freunden und seinen Freundinnen auf dem Rasen singen, springen und ausgelassen lustig sein. Jetzt war der günstige Augenblick da. Er überfiel ihn, ließ ihn von seinen Leuten ergreifen, zu Boden werfen, ausziehen. — „Gebt mir sein warmes Hemd!“ rief der Sultan, aber Paddy, der Iränder, hatte Feins.

Feiner Vergleich.

„Denken Sie sich, mein Fräulein, fürzlich machte ich einen Ausflug zu einem Landwirte, und das erste war, daß er mich in seinen Stall führte, und mir seinen reichen Viehstand zeigte.“ — „Ach, das ist eben eine Eigentümlichkeit des Landlebens, wie wir Städter ja auch solche haben. Kommt z. B. jemand zu uns, so zeigen wir ihm auch gleich unser Photographe-Album.“

Wohafte Zuverkommenheit.

Ein äußerlich ganz harmloser Herr eilt dem Perron entlang und sucht nach einem leeren Platz in dem stark besetzten Zuge. In einem Coupé ist neben einem dicken Herrn noch ein Platz frei — doch nein, auf letzterem liegt eine schwarze Reisetasche. — „Besetzt?“ — „Ja, mir eben fortgegangen — kommt gleich wieder.“ — Der Harmlose tritt trotzdem ein, setzt sich und sagt: „Ich werde den Platz wieder räumen, sobald Ihr Freund erscheint.“ — Das Signal zur Abfahrt ertönt. „Ihr Freund täte gut, sich zu beeilen,“ sagte der Harmlose. — Der Zug setzt sich in Bewegung. „Ihr Freund hat den Zug verpaßt,“ fährt der Harmlose im Tone des Bedauerns fort, „aber sein Gepäck soll er wenigstens nicht einbüßen.“ Und damit schleuderte er die schwarze Reisetasche zum Fenster hinaus. Der dicke Herr springt entsetzt auf, er kann eben noch die Tasche — seine Reisetasche natürlich — verschwinden sehen.

Verschiedene Wize.

Kein Wunder, daß England reich ist: hat es sich doch die Schillings vom Munde abgespart — vom Munde der hungernden Indier. — Man kann pünktlich auf die italienische Presse zählen, wenn man pünktlich auf sie zählen kann. — Frankreich wird beherrscht von der wankelmütingen Masse, Russland von der gewissenlosen Kasse und Italien von der Gasse. — Der gute John Bull: er will für sich nur die Erde, die anderen Planeten überläßt er neidlos dem Michel. — „Die Deutschen sind plumpen Bauern,“ sagt ein Franzose. „Deshalb verstehen sie auch so gut zu dreschen!“ antwortete der Wachtposten. — „Scheußlich,“ meinte John Bull, „daß

Amerika seine Munition immer mit Gold bezahlt haben will; selbst Judas begnügt sich mit Silberlingen!“ — Ein italienisches Sprichwort: „Der größte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der D'Annunziant!“ — Die österreichischen Flieger sind die ersten Fremden, die nach Italien kommen, ohne angebettelt zu werden. — Italien ist zu allen fähig — bloß nicht handlungsfähig. — England ist das größte Handelshaus der Welt — deshalb hat es allerwegen seine Niederlagen.

Aus der Instruktionsstunde.

Leutnant: „Rekrut Tumirnichts, was würden Sie tun, wenn Sie als Posten auf dem Schießplatz jemand absäften, der Munition oder andere Objekte stehlen will? (Tumirnichts schweigt.) Nun, ich will es Ihnen leichter machen. Nehmen wir an, Sie hätten von zu Hause eine Kiste mit Würsten erhalten und kämen gerade dazu, als jemand bei Ihnen Wurstvorräten ist, um sich eine Wurst zu stehlen — was würden Sie also in diesem Falle tun? (Da Tumirnichts noch immer schweigt, zum Nebenmann): Nun Schulze, antworten Sie, was würden Sie tun?“

Schulze: „Ich würde ihm eine Ohrfeige geben, Herr Leutnant, daß ihm hören und sehen verginge — voraus gesetzt natürlich, daß es kein Vorgesetzter ist.“ — Unteroffizier: „Sagen Sie mal, Lehmann, wie nennt man schlechtweg den Divisionärgeneral?“ — Lehmann: „Divisionär.“ — Unteroffizier: „Richtig! Und Sie, Schulze, wie nennt man den Kommandeur eines Schwadron?“ — Schulze: (nach einigen Besinnen): „Den nennt man Schwadronär!“

Schwäbisch.

Es war vor dem Kriege. Ein Gast verläßt die im ersten Stock gelegene Weinstube einer württembergischen Stadt. Einwohner unsicher, verfehlt er die sehr ausgetretenen alten, hölzernen Stufen und fällt unterdröhrendem Gepolter die Stiege hinunter. — „O Gottelle, o Gottelle!“ läßt sich da die Stimme der etwas behäbigen Witwe aus der Küche vernehmen, „Dean's (tun Sie) doch net bockla“ (fallen) und nachdem sie herausgerannt und den Gau unter liegen sieht: „O Jesusle, sind Sie schon hunnta? — Dös ischt aber gschwind gange, finds gwiss gschtolperat? Ni, ni, ni!“

Brustschmerzen sind nicht nur unangenehme sondern auch von weiteren bösen Folgen, weil die schmerzende Brust den Bewegungen der atmenden Lungen Widerstand entgegenstellt und dadurch die volle Atmung behindert. Mußt müssen daher Brustschmerzen rasch beheben und dieses gelingt leicht durch Massagen mit Fellers schmerzstillendem Pflanzen-Essig-Fluid m. d. M. „Elsa-Fluid“. Es wird weit über 100.000 Dankbrieven empfohlen. Friedenspreise: 12 Flaschen sendet franco 6 K Apotheker E. B. Feller, Stubica, Glaspalz, Nr. 6 (Kroatien). Auch Fellers milde abführende Rhabarberpillen m. d. M. „Elsa-Pillen“, sind gut. 6 Schachteln franco 40 h.

Büchertisch.

Gebetbüchlein für katholische Soldaten von Pfarrer Alois Ratheninger. Druck und Verlag von Ambr. Opitz. Einzelpreis 15 h. Neben einem ernsten Geleitwort an den Krieger enthält das 35 Seiten zählende, handliche Büchlein die täglichen Gebete, Mess-, Beicht- und Kommuniongebete, dann vor allem den religiösen Bedürfnissen des Krieges entsprechende fromme Anmutungen und Gedanken. Den Schluß bilden einige Andachtslieder. Möge das sehr billige und inhaltsreiche Hefthäufchen recht vielen Soldaten zugesandt werden und ihnen geistlichen Trost bringen. — Bei größeren Bezügen Preisnachlaß.

Der Heldenkaiser Franz Josef I. Von Hermine Proschko. 64 Seiten. Mit einer Kunstdruckbeilage und 5 weiteren Bildern. Einzeln 20 h (15 Pfg.), in Partiebezug noch billiger. Verlag Ambr. Opitz, Wärnsdorf, Nordböhmen. — Kaiser Franz Josephs Lebensbild ist hier geschildert von einer Schriftstellerin, die aus dem Herzen schreibt und wieder zum Herzen dringt. Wir sehen den an geweihter Stätte vom Himmel ersehnten Erben des habsburgischen Thrones in den goldenen Tagen seiner Kindheit, dann als Heldenjüngling, als Träger der strahlenden Kaiserkrone, vom Festjubel umrauscht, Jußelfeste glorreich begehend, wir sehen ihn schmerzvoll bewegt, als Träger der Dornenkrone, als glaubensstarken, fürsorglichen Vater seiner Völker, als liebevollen Kinderfreund, wir sehen, wie sehr er diejenigen Braven liebte, die ihr Leben fürs Vaterland heldenmütig einsetzen, die tapferen Soldaten, wir sehen ihn als edlen Friedenskaiser und — wie er mit gottliebendem Herzen den ewigen Frieden fand. Dieses Lebensbild ist so recht zur Massenverbreitung zu empfehlen, insbesondere für Schul-, Volks- und Studienbibliotheken und als herzhafter Österreichergruß ins Feld hinaus, wo Österreichs Heldenjünglinge das Vaterland ruhmvoll verteidigen!

An Bord. Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Fendrich. Preis geheftet Mf. 1.—, gebunden Mf. 1.60.— (Stuttgart, Franch'sche Verlagshandlung). — Wie sie ein ehrliches Soldatengrab gefunden haben. Das war im Schützengraben vor Nieuport. Die dritte Kompanie des Matrosenregiments konnte es nicht mehr ansehen, daß draußen auf dem Tanzplatz des Todes zwischen den beiden Stellungen vom letzten Sturm her die Leichen einiger Kameraden von der Infanterie lagen. Rund hundertfünfzig Meter war's bis hinüber zum Feind. Aber zwischen den beiden Gräben lag ein verschossenes Haus, das der feindlichen Batterie immer als Schlupfwinkel diente. Selbst bei Tage konnten die Franzosen an dieses Haus herankommen, während die Unionen nur ebenes, mit kurzem Gras bewachsesenes Gelände vor sich hatten. In einer Sommernacht flog der Schlupfwinkel in die Luft. Vier Obermatrosen und zwei Pioniere hatten in einer dunklen Stunde endlich zwei Minen legen können. In der Nacht darauf gelang es unter Führung eines Leutnants, an die Erde gedrückt Gräber zu schaufeln und neun Mann zu bestatten. Die letzten sechs Gefallenen, die noch weiter vorn lagen, wurden in der dritten Nacht der Erde übergeben. Bis auf fünf Meter hatten sich die stillen Schaffer an den feindlichen Graben

heranarbeiten müssen. Die meisten der Toten trugen Briefe bei sich, und einige Tage darauf wußten die Ihrigen, daß ihre Söhne und Brüder endlich ein ehrliches Soldatengrab gefunden. — Die ergreifende Schilderung entnehmen wir einem soeben bei der Franch'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenem Buche: „An Bord“. — Der durch seine sonstigen Kriegs-Schilderungen sehr rasch bekannt und beliebt gewordene Schriftsteller hat dieses Frühjahr längere Zeit bei der Marine geweilt. Was er dort an Bord von Großkampfschiffen, bei den Torpedo- und U-Booten, bei den Luftschiffen und Marinefliegern erlebt und gesehen hat, das ist nun in dem genannten Büchlein festgelegt. Wer es zur Hand nimmt, wird es nicht mehr weglegen, bis die letzte Zeile gelesen ist. Und dann wird aber der Leser mit uns sicher einig gehen, wenn wir sagen: es ist ein prächtiges Büchlein, wieder ein echter Fendrich!

Zur Beachtung! Die hier erwähnten Bücher u. Zeitschriften sind in der Buchhandlung Ambr. Opitz in Wärnsdorf, Nordböhmen, auch gegen Teilzahlungen, zu haben. Dieselbe liefert auch alle übrigen Bücher, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher, Schulbücher, Musikalien usw.

Rätsel.

Rebus.

Von A. L.

ew	t	e	r
mäßig	l	ä	k

Diamanträtsel.

Von A. B.

F	Buchstabe
U U U	Fluß
I I M I I	Sternbild
N N N R R R	Einheitskleid
R O O O O	gute Eigenschaft
M M M	Stadt
F	Buchstabe

Die mittelste Längs- und Querreihe ist gleichlautend

Ziffernrätsel.

A. B.

1 5 3 9	Pflanzenteil
2 4 7 5 6	Herbstblume
3 4 5 6	Fluß
4 7 2 6	Bogel
5 4 7 5 6	biblischer Frauenname
6 5 3 4 5	Weg
7 5 5 6	Schmiermittel
8 6 3	Stadt
9 2 4 7	Schiffsteil
1 2 3 4 5 6 7 8 9	Monarchie

Aufklärungen der Rätsel aus Nr. 3:

I. (Ziffernrätsel.)

Drau, Sadi, Chrin, Haid, Asch, Tsar, Pius, Urias, Raps. — Dschaipur.

II. (Verwandlungsrätsel.)

Beil, Ort, Raft, Oberst, Eber, Vase, Iran, Christ. — Boroevic.

III. (Rätsel.)

Tonsur.

Rätselaufklärungen standen ein:

A. Gaisbauer, Christianberg, Böhmerwald; Emil Böhm, Hohenörlitz bei Rokitz; Leo Narozny

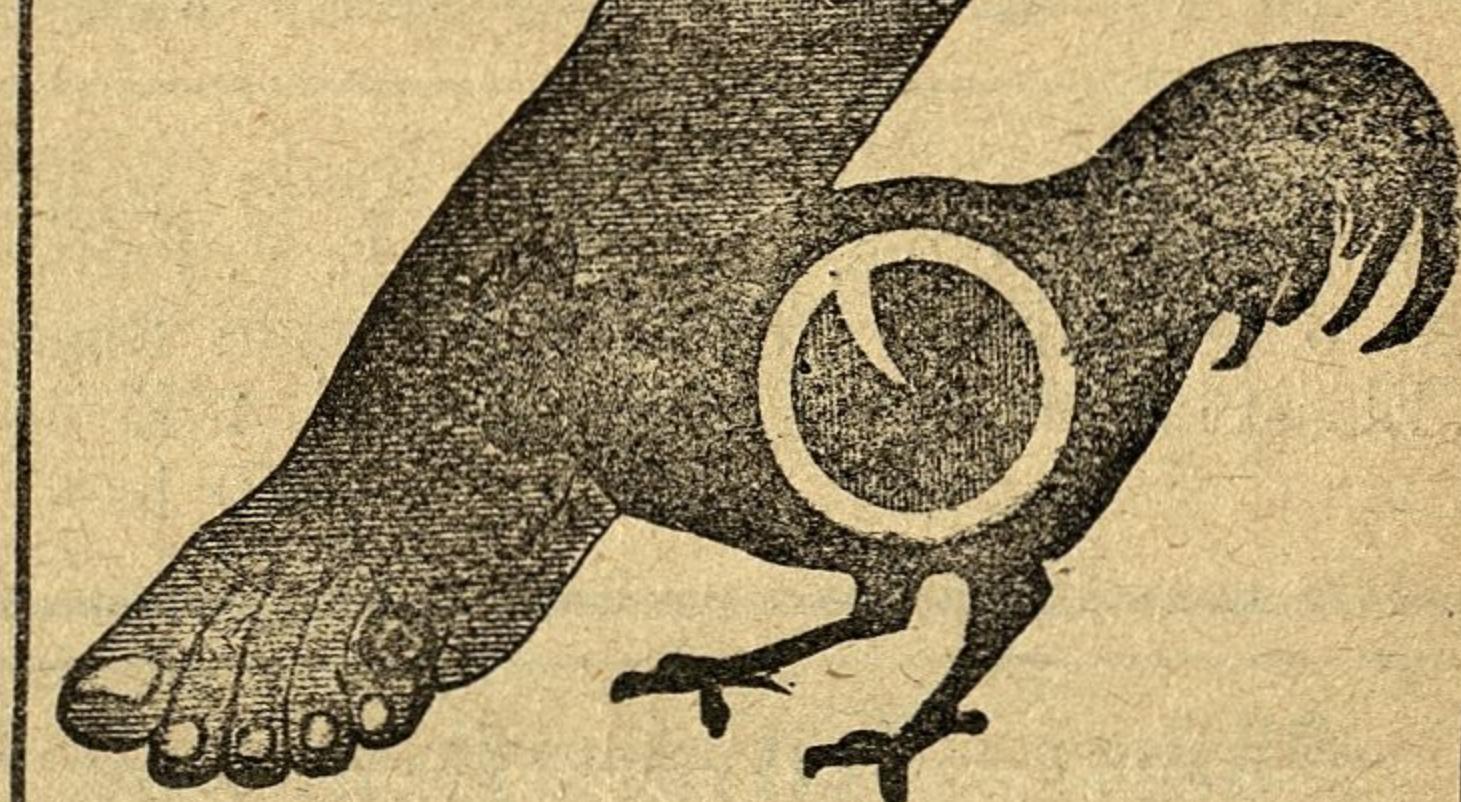
Expos., St. Michael bei Kastelruth, Südtirol; Mathias Schreiner, St. Lorenzen a. Wechsel, Steiermark; Julius Sahora, Mödling; Fr. Richter, Wärnsdorf; Jos. Deser d. J., Heinendorf bei Redentz; Franz Herrgesell, Schönwald bei Friedland; Karola Gabriel, Bürgstein.

Noch zu vorangegangenen Rätseln: Frida Erker, Stari, Südsteiermark; Karl Gragger, Kirchbach, Gailtal; Peter Egger, Kurat, Börau bei Burgstall, Tirol; Barbara Masal, Dornbirn; Ferdinand Sonke, f. u. f. Hauptmann, Brunn a. Gebirge, Niederösterreich; Elise Kaiser, Hegyeshalom, Ungarn; Jos. Knolz, Pfarrer, Flattach, Kärnten; Hans Lang, Bahnbeamter, Margreid a. d. Eis; Franz Danler, Neustift, Stubai, Tirol.

NB. Auf die gesperrt gedruckten Namen entfielen durch das Los Preise.

Wer seine Hühneraugen nicht beseitigt, macht sich jeden Weg zur Qual und schwächt durch den Schmerz auch den ganzen Körper. Die

Elsa
Plaster



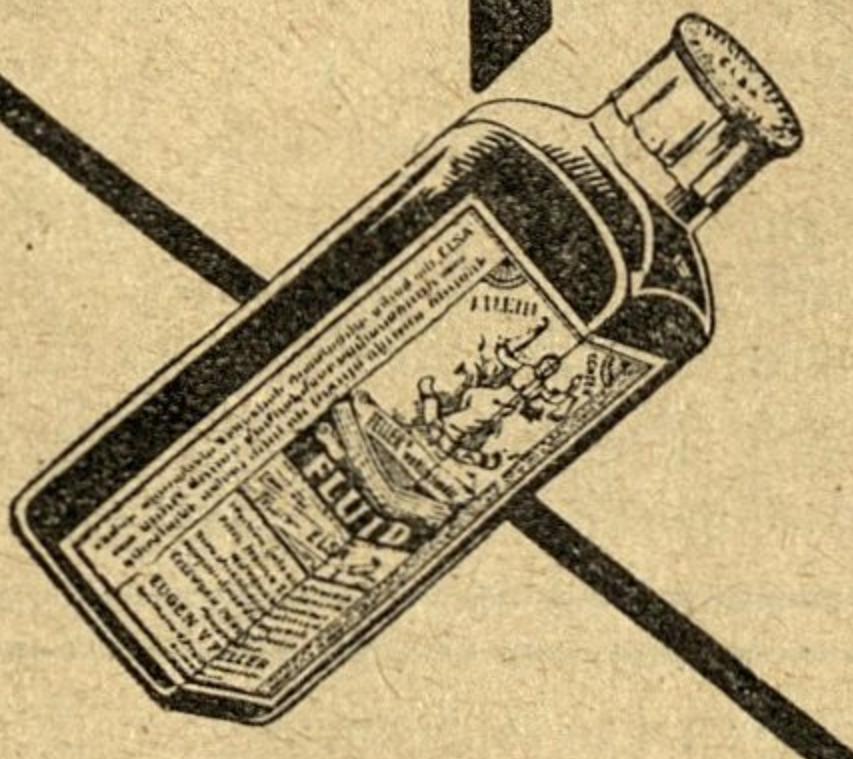
schmerzlose Beseitigung

der Hühneraugen

ist für jeden damit Behafteten eine wahre Wohltat. Es kann nicht eindringlich genug vor dem Schneiden der Hühneraugen gewarnt werden. Man schneidet leicht zu tief, ohne es zu merken, der Fuß ist immer Staub und Schmutz ausgesetzt, diese dringen in die Schnittwunde und unzählige tödlich endende Blutvergiftungen sind so entstanden. Hühneraugen lassen sich ohne Messer leicht, sicher und rasch durch Fellers Touristenpflaster m. d. M. „Elsa“ (Hühneraugenpflaster, Preis 1 Krone, in Schachteln 2 Kronen) oder Fellers Touristen-Tinktur m. d. M. „Elsa“ (flüssige Hühneraugen-Tinktur, Preis 2 Kronen) beseitigen. Tausende Touristen, Gendarmen, Briefträger, Soldaten, Landwirte und Damen, die enge Schuhe tragen, sowie alle, die es verwendeten, empfehlen es als das raschest und sicher wirkende Mittel zur radikalen Entfernung der Hühneraugen. Während die meisten anderen Hühneraugenmittel, so auch das Schneiden, Feilen etc., nur den oberen Teil der Hühneraugen entfernen, den Kern aber stehen lassen, so daß die Hühneraugen rasch wieder nachwachsen, beseitigen die vorstehend genannten Präparate die Hühneraugen gründlich samt dem Kerne. Man bestellt beide Präparate, wie auch Streupulver gegen Körperschweiß und Fußschweiß (Preis 1 Krone) von **E. V. Feller, Apotheker, Stubica, Elsaplatz Nr. 6 (Kroatien)**.

Massagen, Einreibungen und Waschungen mit Fellers schmerzstillendem, belebendem Pflanzen-Essenzen-Fluid m. d. M.

„Elsa-Fluid“



erweisen sich nach den Berichten in mehr als 100.000 Dankbriefen als ganz besonders wohltuend und erfolgreich bei Körper- und

gegen

Gliederschmerzen

Friedenspreise: 12 Flaschen franko 6 Kronen, 24 Flaschen franko 10 K 60 h. Apotheker E. V. Feller, Stubica, Elsaplatz Nr. 6 (Kroatien). Fellers abführende Rhabarberpillen m. d. M. „Elsa-Pillen“ 6 Schachteln franko 4 K 40 h, 12 Schachteln franko 8 K 40 h.

Bücher, Zeitschriften und Musikalien

aller Art liefert jederzeit

Buchhandlung Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen.

Mindestens alle bessergestellten Katholiken Österreich-Ungarns sollten

„Immergrün“ (Illustrierte Kriegs-Chronik, Verlag Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen,

jedes Heft 64 Seiten, ganzjährig K 5.—), bestellen.

Mitarbeiter: Geh.-Rat v. Hesse-Wartegg, Ant. Schott, Fritz Mielert, Freiin v. Buol, M. Herbert, Schrönghamer-Heimdal, Dr. J. Gspann, Dr. Ans. Salzer, Johann Kastner, R. Romanowsky (geistl. Begleiter d. Berm. Krankenzuges d. schwer-verwundeten Austauschgefangenen), J. Kunte, Fr. Bach, Univ.-Prof. Dr. W. Dehl, Dr. Fr. Sättler, Dr. Fr. Nagl, Prof. Bühl usw.

Erfklassige Photoamateure für Orig.-Aufn. aus dem Felde und dem Hinterlande ic. **Reiche, aktuelle Illustrierung;** jedes Heft bringt 20 bis 25 Bilder, darunter eine Kunstdruckbeilage. — **Echt österr.-ungar. Charakter** unter besonderer Berücksichtigung des katholischen Österreich zum Unterschied von so vielen importierten protestantischen freisinnigen Zeitrevuen und Familienzeitschriften. **Interessant und doch sittlich rein,** aktuell, aber nicht sensationslüstern. — **Unser Programm** lautet: „Immergrün soll eine Zeitrevue sein, die den Erwachsenen befriedigt, aber auch vor der lieben Jugend nicht versteckt zu werden braucht, weil sie in Bezug auf Texte, Bilder und Inserate rücksichtslos alles ferne hält, was geeignet ist, den Sinn für deutsche Sitte und

Sittlichkeit zu verlezen. Sie schließt aus alles Ungläubige, Sensationelle und Perverse, aber auch alles Süßliche, alles was als hohles Lesefutter zur Erschlaffung des Geistes und Willens führt. Dagegen will „Immergrün“ pflegen das Echte und Gesunde, das Christliche und Deutsche, das sittlich und ästhetisch Hohe und Erhabene. All das aber nicht durch versteigerte, dem Volke fremde und unverständliche Künstlichkeiten, sondern in Formen und Gestalten, die auch der einfachsten Seele sich erschließen, weil Einfachheit ja auch der Siegel echter Größe ist. Zahlreiche begeisterte Anerkennungen aus den Kreisen der 4500 bisherigen Abonnenten. 5 Hefte des neuen (29) Jahrganges 1916/17 sind bereits erschienen. Auch die Jahrgänge 1914/15 und 1915/16 sind noch erhältlich. Alle drei Jahrgänge zusammen bilden eine dauerwertige, eingehende, reich illustrierte Chronik des ganzen bisherigen Kriegsverlaufs und seiner wichtigsten Begleiterscheinungen. Da von den letzten zwei Jahrgängen nur mehr ein geringes Lager vorhanden und ein Neudruck ausgeschlossen ist, empfehlen wir baldigste Bestellung.

Verlagsanstalt Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen.

Juden, Krähen, Flechten

beseitigt raschestens die „braune Salbe“. Kleiner Tiegel K 1·60, großer Tiegel K 3.—, eine Familienportion K 9.— Mit Gebrauchsanweisung bestellbar:

Dr. E. Fleisch's „Kronen“-Apotheke, Raab (Györ), Ungarn.



Gegen Monats-
zahlungen von 2 Kronen an
ohne Anzahlung 5 Tage zur Probe
Verlangen Sie illustrierte Spezial-
Kataloge gratis und franko.

Bial & Freund, Wien VI/2
Ges. m. b. H. Postfach 5944.

Besuchen Sie uns Mariahilferstrasse 103.

Spirago, Volkspredigten

1. bis 10. Tausend. Zeitgemäße Predigten für ein ganzes Jahr! Sehr leicht und übersichtlich, auch spannend geschrieben und mit lauter passenden Beispielen durchwebt. Der Verfasser ist bereits weit hin bekannt, namentlich durch seinen in 13 Sprachen erschienenen „Volks-Katechismus“. Preis der Predigten K 5.04. Außerdem sind in Neuauflage erschienen 2 weitere zeitgemäße Schriften: Spirago, Mehr Glaube! 52 Seiten, 30 Pf., und Spirago, Mehr Gebet! 38 Seiten, 20 Pf.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen

Gebet zu Joss.

Gebet- und Betrachtungsbuch
zu Ehren des hl. Josef.

Preis geb. 1 Krone.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Ambr. Opitz
Warnsdorf, Nordböhmen.

Technische Lehranstalt Bodenbach

Maschinenbau, Elektrotechnik, Chemie,
Hochbau. — Studiendauer in allen Ab-
teilungen mit höherer Ausbildung 2½
Jahr. — Programme unberechnet gegen
10 Heller Porto.

Kirchenamtliche Drucksachen

find stets am Lager
und können bezogen werden
von der

Berlagsdruckerei

Ambr. Opitz
Warnsdorf, Nordböhmen